



Berlin, den 17. März 1900.

## Lex Heinze.

Im Oktober 1891 wurde vor dem berliner Schwurgericht wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgange gegen das Ehepaar Heinze verhandelt. Die Frau war eine Prostituirte niederster Ordnung, der Mann ein Zuhälter. Der Prozeß brachte nichts Neues, nichts, was den Richter oder den auf diesem dunklen Gebiet bewanderten Laien überraschen konnte. Höchstens konnten einzelne Episoden die Lachlust reizen. Der ehrenwerthe Herr Heinze hatte von seiner Kohlrübe gesprochen und damit seinen Kopf gemeint. Die Verteidiger hielten es für nöthig, im Sitzungsaal Sekt zu trinken. Und einer von ihnen sprach in hehrer Entrüstung von dem Versuch eines Zeugen, die liebe Frau Heinze, die sich für eine halbe Mark unter Brücken und Stadtbahnbögen den Trunkenen feilbot, zu einem Ehebruch anzustiften. Im Uebrigen war Alles so, wie mans aus dem Pitaval und aus Sues Gaunerromanen längst kennt. Die Zuhälterzunft — die eleganten Herren, die gegen Entgelt oder Gunstbeweise ihre Frauen verkuppeln, gehören ihr offiziell nicht an — hat uns Canler, ein früherer Häuptling der pariser Geheimpolizei, geschildert und sie hat schon 1830 bei David in Paris ein Manifest veröffentlicht, das ihr Lebensrecht tapfer vertheidigt. Und über die Prostitution giebt es gute Bücher von Parent-Duchatelet, Secretan, Jeannel, Taxil, Tarnowski, Jentsch und manchem Anderen. Auch die Zusammenhänge von Prostitution und Verbrechertum sind seit manchem Jahrzehnt aufgeheilt und man weiß, daß sich das Heer der Vigilanten und Spitzel zum großen Theil aus dem Zuhälterkreis rekrutirt. Jrgend ein neues, nützliches

oder schreckendes Moment brachte der Prozeß also nicht. Aber er wurde von einzelnen Zeitungen zu einer fürchterlich sensationellen Sache aufgebauscht. Die selben Herren, die sich von gefälligen Kriminalkommissaren in die Verbrecherkeller des Nordens führen lassen und alljährlich in sicherem Geleit die Bälle der Tribaden und Päderasten besuchen, stellten sich nun höchst erstaunt und schrieben, Niemand habe bisher geahnt, daß in der Nähe des heiligen deutschen Herdes solche Abgründe gähnten. Welche Verkommenheit! Welche Menschheitschmach! Das Publikum, das von den ewigen Verhimmelungen Caprivi's gelangweilt war, las diese Sachen gern; der starke Wildgeruch stieg angenehm prickelnd in keusche Nasen. So wurde denn munter fortgeschrieben und es fehlte nicht an herrlichen Ausblicken in das Gelobte Land der Ethik und der sozialen Reform. Der Lärm erreichte das Ohr des Kaisers, der in Rominten auf die Birsch ging. Daß ein dem Alltagsleben von Jugend auf entrückter Monarch von den Nachtseiten der gemeinen Wirklichkeit nichts wissen kann, daß er in allen Fragen, die mit Prostitution, Zuhälterthum und ähnlichen ekelhaften Dingen zusammenhängen, sogar völlig unwissend sein muß, wird man, ohne eine Anklage fürchten zu müssen, wohl selbst im heutigen Deutschland noch sagen dürfen. Der Kaiser war von Erscheinungen, die er für neu und für tilgbar halten mußte, natürlich also erschreckt und forderte, daß 'Etwas' geschehe. Die Pflicht der Minister wäre gewesen, ihm zu sagen: Erstens sind diese Dinge so alt wie die bürgerliche Gesellschaft. Zweitens kann die Gesellschaft die Prostitution und die Prostitution die Zuhälter nicht entbehren. Drittens lehrt alle Erfahrung, daß Strafgesetze überhaupt weder prohibitiv noch auch nur abschreckend wirken. Viertens sind wir durch die Rücksicht auf die besitzenden Klassen schon jetzt gezwungen, von den bestehenden Strafgesetzen das gegen Kuppelei und Duldung gewerbmäßiger Unzucht gerichtete zum wesentlichen Theil unausgeführt zu lassen; sonst könnten die, wie gesagt, unentbehrlichen Prostituirten — in Berlin allein sind's mindestens sechzigtausend — nicht unterkommen, die Animirkneipen müßten geschlossen werden und in den besten Stadtbezirken würden sehr vielen Hauswirthern zahlungsfähige Miether von Mittelwohnungen fehlen. Kein Minister hatte zu solcher Rede den Muth, keinen trieb das Gefühl der Pflicht und Verantwortung zu offener Warnung. Und so erging denn am zweiundzwanzigsten Oktober 1891 an das Staatsministerium der königliche Erlaß, dem vier Monate später die allgemein als Lex Heinze bezeichnete Vorlage an den Reichstag folgte. Ob der Erfinder des Namens an die Lex Julia de maritalibus ordinibus dachte, mit der Augustus die

Kinderscheu seiner Römer bekämpfen wollte: Das wird sich heute nicht mehr leicht feststellen lassen. Um so leichter aber, daß der unkluge und unnützliche Entwurf der selben Wurzel entwachsen ist wie die meisten Uebel, unter denen wir heute im Deutschen Reich seufzen. Ohne die Heuchelei der Presse und ohne die muthlose Schwäche der verantwortlich Regirenden hätten wir die Zangengeburt dieser lächerlichen Lex nie erlebt.

Sie hat sich in achtjährigem kümmerlichen Dasein einigermaßen verändert und wird sich vielleicht noch weiter verändern. Die vorläufig letzte Berathung hat, während ich schreibe, erst eben begonnen und Niemand weiß, was noch werden mag. Der eigentliche Zweck ist mehr und mehr verschwunden, Das, was zuerst Hauptsache schien, mählich in den Hintergrund geschoben worden. Das ist nicht wunderbar; denn gegen Dirnen und Louis ist auf dem Boden unserer Besitzrechtsordnung nichts auszurichten. Ob man den Louis als Kuppler oder als Zuhälter bestraft, ist gleichgiltig. Und ob man das Vermiethen an Prostituirte, das immer mit dreifester „Ausbeutung des unsittlichen Gewerbes“ verbunden ist, erlaubt oder verbietet: Alles wird ruhig beim Alten bleiben. In allen größeren Städten giebt es eine Menge ärmlicher Familien, die in guten Gegenden nur wohnen können, wenn sie mindestens ein Zimmer an eine Prostituirte vermiethen, die ihnen für den Tag fünf bis fünfzehn Mark Miethzins oder Absteigegehalt bezahlt und sie an Essen, Trinken und Wäsche noch Wucherzins verdienen läßt. Die Polizei kennt diese Wohnungen eben so genau wie die in Ballkafalen und Spezialitäten-theatern Jedermann zugänglichen Unzuchtsbörsen, die Kneipenbordelle, wo die Losung lautet: *Tout, mais pas ça*, und die stillen Hotels, wo man ohne Gepäck für Stunden absteigen kann. Sie schreitet dagegen nicht ein, weil sie die um ihre Grundrente zitternden Hausbesitzer nicht rebellisch machen will und sich, sehr verständig, sagt, daß diese Kebrichtshäuslein nun einmal nicht wegzuschaukeln sind. Was würde geschehen, wenn sämtliche Prostituirte aus Berlin verschwänden? Solon wurde von einem Vers schmied gepriesen, weil er durch die Einrichtung von Frauenhäusern die athenischen Damen vor den Jüngerelüsten der mannbaren Jugend bewahrt habe; und Augustinus, ein leibhafter Kirchenvater, sprach das offene Wort: „Beseitigt die öffentlichen Dirnen und die Gewalt der geschlechtlichen Leidenschaft wird Alles zerstören und zernichten.“ Nach dieser Richtung ist, bis die geschlechtliche Reinheit und das monogamische Leben der Männer aus einer Fiktion Wirklichkeit geworden sind, nichts zu fürchten. Wer das nöthige Geld hat, wird stets eine angenehme, behaglich durchwärmte, bequem erreichbare und

von der hohen Obrigkeit ärztlich überwachte Prostitution zur Verfügung haben. Der Staat wird das freie Spiel der Kräfte nicht stören, sich in die Verkehrsregelung durch Angebot und Nachfrage nicht mengen. Der Staat kränkt die kapitalistisch Kräftigen überhaupt nicht gern. Und es ist der bisher wichtigste Zug in dem Bilde der Heinezeschlacht, daß die verbündeten Regierungen einmütig erklärt haben, eine besonders scharfe Bestrafung des geschlechtlichen Mißbrauches des Arbeitgeber- und Dienstherrenverhältnisses sei für sie unter allen Umständen unannehmbar. Der beschränkte Unterthanenverstand wird wädhnen, solcher Mißbrauch der abhängigen Kreatur sei die erbärmlichste Schändung alles Menschengefühles. Von so Thörichten aber spricht, im Namen des hochwohlthöblichen Bundesrathes, der Staatssekretär Nieberding: „Die Gesetze der juristischen Logik sind ihnen natürlich weltensfern; deshalb aber dürfen sie sich auch nicht erdreisten, über Dinge zu urtheilen, die sie nicht verstehen.“ Das ist schlagend, ist ein Meisterstück bourgeoiser Beredsamkeit und muß jeden Rörgler zum Schweigen bringen.

Je mehr das Anfangsziel des Feldzuges in Nebel versank, desto deutlicher traten andere Tendenzen hervor. Schon im ersten Entwurf hatte der Bundesrath Strafbestimmungen gegen die Verbreiter von Schriften, Bildern und plastischen Werken verlangt, die „ohne unzüchtig zu sein, durch grobe Unanständigkeit das Sittlichkeitgefühl verletzen“. Dieser tastende Versuch wurde wenig beachtet; mit Recht: denn auch nach dem jetzt geltigen Gesetz kann jede Strafkammer, wenn es ihr beliebt, „thatächlich feststellen“, ein Buch oder Bild sei unzüchtig und das Verbreiten deshalb mit Gefängniß bis zu sechs Monaten zu bestrafen. Dann aber schien die Sache ernstler zu werden. Die Frommen und die Heuchler, Protestanten und Katholiken, thaten sich zusammen, um bei der guten Gelegenheit ihre bespnderen Tugendansprüche zu gesetzlicher Geltung zu bringen. Sie hatten auf dem platten Lande beide Augen geschlossen, hatten natürlich auch die ausgezeichneten Bücher, die über ländliche Sittlichkeit in den letzten Jahren erschienen sind, nicht gelesen und fanden, in unseren großen Städten gehe es zu wie in Sodom und Gomorrha schwefeligen Angedenkens. Das mußte seine Gründe haben. Sie forschten, forschten unter Leibesmüh und Gewissensqual. Da waren in den Schaufenstern die Bilder, auf manchen Schaubrettern gar die Körper nackter Frauen zu sehen. Da wurden Bücher gedruckt, gekauft und gelesen, in denen sexuelle Dinge schamlos erörtert wurden. Da gab man Theaterstücke, aus denen ein brandiger Brunnstgeruch aufschwälte. Da war dieser Niegsche, der, wie man hört, alle ethischen Werthe umwerthen will und der sogar in der Bossischen Zeitung

für alle Morde, Tropenkolleuranfälle und Spielerausschweifungen verantwortlich gemacht wird. Kann nicht geduldet werden, darf nicht geduldet werden. Das richtige Empfinden, man dürfe gegen die Armen, im Schmutz Keuchenden nicht härter sein als gegen die Reichen, die ihre Unzucht parfümiren und sich jenseits von Gut und Böse wähnen, wirkte auch stachelnd: man fürchtete den Vorwurf der Klassenjustiz. Und so wurde aus dem geplanten Kreuzzug gegen die Prostitution und deren Affiliirte nach und nach ein Kesseltreiben gegen Künstler, Schriftsteller und Theatervorkämpfer.

Man muß geduldig abwarten, was dabei herauskommen wird. Für die Praxis ganz sicher nicht viel, selbst wenn der Bundesrath sich mit dem Reichstagstugendbund der 204 einigt. Die guten Leute, die sich jetzt so vortheilhaft schaufliren, haben offenbar keine Ahnung von Alledem, was heute schon in der deutschen Gerichtspraxis möglich ist, welchen geringen Werth im Grunde alle geschlichen Kautelen haben und wie weit das diskretionäre Ermessen der Richter geht. Der von den 204 vorgeschlagene Paragraph 184a ist nicht um Haaresbreite gefährlicher als der jetzige Paragraph 184 des Strafgesetzbuches, der jeder willkürlichen Auslegung den weitesten Spielraum läßt. Die fünf Richter, die jetzt entscheiden, was unzüchtig ist, werden ihr Klassen- und Kastempfinden nicht ändern, wenn, nach dem Muster des *outrage aux moeurs*, künftig im Gesetz von gröblicher Verletzung des Schamgefühles geredet wird. Und der sogenannte Theaterparagraph würde kaum jemals wirksam werden, weil in unserem gebenedeiten Rechtsstaate die Polizei befugt und verpflichtet ist, Alles, was auf Schaubühnen vorgeführt werden soll, vorher auf seine Sittsamkeit und Unanständigkeit zu prüfen, und weil ein polizeilich gestattetes Stück, Couplet oder Kostüm vom Strafgesetz eben so wenig belästigt werden wird wie eine polizeilich kontrolirte, mit dem gestempelten Dienstbuch ausgestattete Berückerin gewerbmäßiger Unzucht. Censoren und Richter kann kein Bundesrathsbeschuß von heute auf morgen ändern. Und nicht in dem Wortlaut der Paragraphen nistet die Gefahr, sondern in dem Geist, der diesen Gesetzentwurf möglich machte.

Gegen diesen Geist, so wird uns erzählt, richtet sich der Protest, der während der zwei letzten Wochen so laut in der Zeitungswelt widerhallte. Ich kann, zu meinem Bedauern, in dieses Urtheil nicht einstimmen, — vielleicht, weil der Geist mir anders erscheint als dem bunten Haufen der Protestirenden. Es ist sehr hübsch und löblich, wenn Männer — Frauen haben die stolzen Vertreter höchster Modernität wohl nicht zugelassen — von Ruf aus ihrer Arbeitstube treten, den Strang der Sturmglöcke ziehen und gegen

gemeingefährliche Maßregeln die waffenfähige Mannschaft zusammenläuten. In einem Lande, wo so beispiellos unsiel und unklug regiert wird wie im hohenlohischen Deutschen Reich, sind solche Böhafeneingriffe in das politische Getriebe gar nicht zu entbehren. Das lehrt auf anderem Gebiet heute die tumultuarische Agitation für die Flotte, gegen die Waarenhaussteuer und das Fleischschaugefetz. Nicht hübsch aber, sondern recht beschämend ist es, wenn die auf den Markt tretenden Männer von Ruf in ihren Reden klar erkennen lassen, daß sie von dem Feind, den sie mit voller Wucht treffen wollen, eine ganz falsche, ganz unverständige Vorstellung haben, und wenn ihnen dann irgend ein Kanzler oder Staatssekretär mit überlegenem Lächeln und leider mit Recht sagen kann, sie hätten bisher unter dröhnendem Geschrei Lusthiebe gegen Gespenster geführt. In München und anderen Städten sind gute, erfreulich kräftige Worte gesprochen worden, von denen manches den Kern der Sache traf. Von dem in Berlin Geredeten war der allergrößte Theil leere Phraseologie. Mag Herr Sudermann sich einbilden, er und sein Heerhaufe hätten der deutschen Welt, der doch Heibel, Anzengruber, Gutzkow, Heise, Fontane, Storm und Groth lebten, zum ersten Mal seit den Klassikertagen eine große und ernste Dichtung gebracht; mag er, dessen Effektstücke ohne Flaubert, Zola, Dumas, Feuillet und Mosand gar nicht denkbar sind, der gläubigen Gemeinde erzählen, vor ihm und den Seinen habe die deutsche Dramatik slavisch den Franzosen nachgeahmt; mag er die Wahrhaftigkeit seines Lösungswortes, der moderne Dichter wolle und könne Alles kausal verstehen, dadurch beweisen, daß er von Prostituirten, die Dostojewskij, die Brüder Goncourt und Zola in den Mittelpunkt großer Epen stellten, wie von verpesteten Mißwesen spricht —: das Alles mag hingehen. Was man aber von einem berühmten Herrn, der als politischer Redner austritt, fordern muß, ist, daß er den Gesetzentwurf wenigstens kennt, gegen den er weiterrt. Er darf nicht den jetzigen legalen Zustand mit dem für künftige Zeit zu fürchtenden vermengen, nicht den Pflegevätern und Ammen des neuen Entwurfes vorwerfen, was die preussische Kunstpolizei verschuldet hat, nicht mit beständig gesteigertem Pathos darüber jammern, daß man Dichter und Dirnen in das selbe Gesez gebracht habe, während im Scherz zwar von einer Lex gesprochen, im Ernst aber nicht ein einheitliches Gesez, sondern die Aenderung einzelner Strafparagrafen beantragt wird. Er darf auch, wenn er als Goldschmied denn durchaus für den eigenen Juwelenladen plaidiren muß, die Vertreter anderer Interessen und Weltanschauungen nicht als Idioten und Heuchler behandeln. Mit solcher Zungenleistung, der ein Augenblicks-

erfolg sicher ist, erreicht man nichts, erreicht man im besten Fall, daß ein Symptom von der Oberfläche verschwindet und der Geist, der das Uebel entstehen ließ, unter der Decke nur um so festere Wurzeln gewinnt. So geschah es nach dem glorreichen Kampf gegen das preussische Volksschulgesetz, von dem alles Wesentliche seitdem geräuschlos gerettet wurde.

So wird es wahrscheinlich auch diesmal kommen. Als ein Laie, der sein Leben lang zu den Gejagten, nicht zu den Jägern gehört hat, bin ich gegen jedes neue Strafgesetz. Keins ist nützlich, fast jedes schädlich. Die Regierenden haben bei uns eine Machtvollkommenheit, die auch die allerschweifendsten Wünsche befriedigen muß; sie können einen Schriftsteller, der ihnen nicht nach dem verehrlichen Munde redet, durch ein jeder Sittlichkeit und Gerechtigkeit Hohn sprechendes Boylottgebot um einen beträchtlichen Theil seines Arbeitertrages bringen, können einen Richter, der den Unbequemen nach Recht und Pflicht freispricht, aus dem Amt ärgern und einen anderen, der sich willfähriger zeigt, mit einer Reichsamtspräbende belohnen. Ein frevelhaftes Beginnen scheint es mir, diese Macht zu mehren, statt sie zu mindern. Und in der Lex Heinze fühlte ich schon vor acht Jahren den Versuch einer Rebarbarisirung; in der Saurierzeit der Moral sollte Jeder, der anders dachte, empfand, gestaltete als die herrschende Mehrheit, rechtlos, friedlos und ehrlos sein, — und diese Zeit sendet uns nun ihren letzten Koprolithen. Aber den Wortlaut der einzelnen neuen Paragraphen halte ich für sehr gleichgiltig. Ich kann nicht finden, daß die Fragen, ob die poses plastiques im Wintergarten erlaubt und ob Jo und Leda aus den Schaufenstern verbannt werden sollen, damit die Pubertät unruhiger Tertianer sich nicht daran erregt, mit Kunst und persönlicher Freiheit auch nur das Allergeringste zu thun haben. Diese Fragen fallen ins Gebiet der Ordnungspolizei, wo manche Büttelthorheit fortwuchert, und sie werden, wie es stets geschah, nach dem Bedürfniß der Interessenmehrheit geregelt werden. Der Mehrheit der Besitzenden natürlich, also einer winzigen Minderheit, die aber nun einmal die Geschäftsführung an sich gerissen hat und nicht daran erinnert sein mag, welchen geringen Bruchtheil der Volkheit sie eigentlich bildet. Den Arbeiter ärgert es nicht, wenn seine Kinder Ledas Rosen mit dem Schwanz begaffen; sein Junge ist Lehrling oder Laufbursche und weiß längst, schon weil er mit drei Schwestern in einem Zimmer schläft, wie eine Frau ohne Hemd aussieht; und sein Mädchel hat im Fabrikhof und am Rinnstein die ärgsten Zoten aufgeschnappt und dem Schlafburschen, wenn er seine Braut bei sich hatte morgens den Kaffee in die Kammer gebracht. Die Bourgeoisie aber will ihre,

Sprossen in der Religion des cant erziehen und wird auch ohne neue Lex ihren Vollzugauschuß, die Regierung, zur Säuberung der Straßen und Plätze zu zwingen wissen. Daß sie auch einmal demonstirt und protestirt, kann nur den Kurzsichtigen täuschen, der nicht bedenkt, wie nöthig jeder Klassenpolitik die tödende Phrase ist. Und außerdem: der Lärm hat ja die Bourgeoisie in den Zrrwahn geschleucht, ihr könnte, was sie in Ruhe zu schmausen hoffte, genommen werden. Warte nur: balde wird sie sich beruhigen, wenn sie hört, daß sie alle guten Gottesgaben behalten soll und es sich nur darum handelt, die Unmündigen vor Vergiftung der Sinne zu schützen und den mißtrauisch Darbenden den Anblick sittenlosen Reichthumes zu entziehen.

Aus dem Wunsch, den nicht an die Tafel der Kulturgenüsse Geladenen das schmutzige Tischzeug zu verbergen, ist an einem bestimmten Punkt sozialer Scheidung der cant erwachsen. Gordon schrieb, als er von England schied, in sein Tagebuch: „In unserer Gesellschaft tragen wir Alle Masken, sagen, was wir nicht glauben, essen, was wir nicht brauchen, und reden nachher Uebles von einander. Lieber Derwisch beim Mahdi sein als noch länger in solcher Gesellschaft leben.“ Ist es gar so wunderbar, wenn die tiefe Unwahrhaftigkeit dieses Treibens auch auf die Anschauung von Kunst und Sittlichkeit wirkt? Wer für das Recht des freien Künstlers, für das besondere Lebensgesetz der starken Persönlichkeit deklamirt, wird immer noch Beifall welsken; Neues aber ist über diesen Gegenstand seit der Hay gegen das Junge Deutschland und seit Flauberts Bovary-Prozeß nicht mehr zu sagen. Es bleibt bei Goethes Wort: „Die Zeit ist ein Tyrann, der seine Launen hat und zu Dem, was Einer sagt oder thut, in jedem Jahrhundert ein anderes Gesicht macht. Was den alten Griechen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen; und was Shakespeares kräftigen Mitmenschen behagte, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen.“ Dieses Wort wurde in einer Epoche gesprochen, wo noch nicht, wie heute, eine Renaissance christlicher Sittenlehre befohlen, noch nicht die weit überwiegende Mehrheit allem Mythenglauben entfremdet, noch nicht die neue Ethik des struggle for life gefunden war, die jetzt Jeder befolgt und Keiner bekennt. Die Fundamente unseres geistigen Lebens sind aus unechtem Material zusammengelogen, unechter Stuck ist die Brunkfassade unserer Sittsamkeit. Und von Allen, die um die Paragraphen der Lex Heinze raufen, denkt, wie es scheint, kein Einziger daran, den Kämpfern, die sämmtlich ihre Tugend betheuern, das Gebot zuzuschicken: Wagt, wenn Ihr tugendhaft sein und im Kampfe siegen wollt, die Lehre zu leben, die Ihr früh und spät auf der Lippe tragt!

## In Nordamerika.\*)

**M**organton ist eine kleine Stadt, mit kaum zweitausend Einwohnern, die in nach amerikanischer Art breit angelegten, aber schlechten Straßen mit von einander entfernten Häusern wohnen. Außer der Irrenanstalt befindet sich dort noch eine schöne, große Taubstummenanstalt, die auch eine bedeutende Landwirtschaft besitzt. Im Distrikt Morganton und bis zum Mount Mitchell ist durch Lokal-Option der Alkoholverkauf verboten; auch hier findet man wieder eine wohlthuende Ruhe und Nüchternheit in allen Orten. Morganton liegt im mittleren, trockenen Plateau Nord-Carolinas und ist fürchtbar heiß im Sommer und recht kalt im Winter. Nachdem ich die dortige Ameisenfauna studirt hatte, die ein interessantes Gemisch nearktischer, Das heißt: nordamerikanischer mit neotropischen, also süd- und centralamerikanischen Formen bildet, wollte ich diejenige der Alleghennies ansehen und fuhr mit der Bahn nach dem westlich und schon ziemlich hoch gelegenen Black-Mountain. Von dort gelangte ich mit einem Wagen zu der romantisch mitten im Wald an einem Fluß liegenden, einsamen und lesten Farm des Herrn Tyson, der einige Leute in Pension nimmt, um von da aus den höchsten Gipfel der Alleghennies, den Mount Mitchell (6700 Fuß, etwa 2000 Meter) zu erreichen.

Die Feldwege in Nord-Carolina sind herzlich schlecht und auch anderswo nicht viel besser. Es fehlt an Armen und Zeit, um sie zu unterhalten. Man fährt durch Gestrüpp, über große Steine, Baumäste u. s. w., ohne sich dadurch stören zu lassen. Die Wagen sind daher sehr leicht und doch solid gebaut, mit sehr großen, engen Rädern, und Maulthiere werden viel verwendet, da ihre Sicherheit und ihre Ausdauer unvergleichlich sind.

Ich war überhaupt sehr erstaunt, selbst in den Nordstaaten die Landschaft der Vereinigten Staaten viel wilder, primitiver, romantischer und stärker bewaldet zu finden, als ich erwartet hatte. Solche gepflegte Wiesen mit zartem Grase, wie man sie bei uns hat, sah ich dort höchstens in einigen Parks. Sonst bestehen noch die Wiesen aus rauhem, grobem Savannengras, das übrigens dem Vieh ganz gut zu behagen scheint. Dies gilt sogar für die nächste Umgebung großer Städte. Man findet zum Beispiel große Holzameisen auf den Bäumen mitten in den Straßen von Philadelphia oder Toronto.

Die ganzen Südallegheennies, um Asheville herum, bilden sozusagen noch einen Urwald, dessen wilde Schönheit ich nun im vollen Maße genießen durfte. Bis etwa eintausendfünfhundert Meter besteht jener Wald vornehmlich aus amerikanischen Kastanienbäumen, zahlreichen Eichenarten, Tulpenbäumen, Rhododendren, Ahornen, Buchen, Sassafras und mir unbe-

\*) S. „In Nordamerika“ in der „Zukunft“ vom zehnten Februar 1900.

kannten Sorten. Seltener sind die Platanen, Linden und Ulmen. Unter diesen Bäumen giebt es zahllose ehrwürdige Riesen, deren Dicke und Höhe unsere schönsten europäischen Bäume weit übertrifft und die man ruhig zerfallen läßt, denn jene Wälder werden weder benutzt noch geschägt. Will ein Farmer eine Waldstelle zu einer Maispflanzung benutzen, so schneidet er einfach die Rinde aller großen Bäume quer durch. Sie trocknen dann ab, bleiben stehen und der Mais wird darunter gepflanzt. So wurde mir die Entstehung größerer, öder, scharf umschriebener Stellen erklärt, wo ich von fern lauter abgestorbene Bäume sah, und bald konnte ich selbst an Ort und Stelle diesen Bandalismus bestätigt sehen. Auf Schritt und Tritt trifft man umgefallene Baumstämme, die den Weg versperrten.

Ein unangenehmer, sehr häufiger Bewohner aller Wälder und Gebüsche des Südens ist eine hübsche Schlingpflanze mit dreitheiligen im Herbst in allen Farben schillernden Blättern, der *Rhus toxicodendron*. Viele Menschen bekommen nach einfacher Berührung dieser Pflanze und erst recht nach Quetschung der Blätter, sehr Empfindliche sogar nach bloßer Annäherung, einen äußerst schmerzenden, auf großen Hautpartien verbreiteten erysipelartigen Ausschlag. Ich selbst schien immun zu sein, da ich im Gebüsch sehr viele jener Pflanzen streifte und quetschte, ohne Folgen davonzutragen. Einzig schön in ihrer Art sind die *Rhododendron*wälder mit ihrem dunklen Grün und ihrem tiefen Schatten. Sie sind hoch genug, um über den Weg ihr dunkles Laubdach zu bilden, und in der Blüthezeit, die ich gerade traf, bilden ihre großen, weißen und rosarothem zahlreichen Blüthen die schönste Zierde des Waldes. Recht schöne, buntfarbige Vögel, darunter bereits einzelne Kolibris, Eichhörnchen mit etwas magerem Schweif und prachtvolle Schmetterlinge, besonders ein ganz zahmer, großer, blauschwarzer *Papilio*, der sich als *Coprochloa* auf dem Wege tummelt und mit der Hand fangen läßt, sogar kaum wegfiegt, wenn man auf ihn tritt, beleben jene Prachtgegend. Leider fehlt der Vogelgesang fast ganz; die amerikanischen Vögel sind keine Musikanten. Ueber Klapperschlangen und Bären oder *Cougouarden* (*Felis concolor*) hört man zwar erzählen; von diesen berücksichtigten und doch recht harmlosen Thieren konnte ich aber nichts sehen. Befragte Kollegen mußten mir gestehen, daß sie noch niemals in ihrem Leben die Folgen ihrer Missethaten zu behandeln hatten. Immerhin kommen sie dort vor und manche Damen schmücken ihren Salon mit den Klapperringen von getödteten Schlangen.

Idyllisch war es beim Farmer Tyson, einem biederen Baptisten und echten Farmer des Südens. Die ganze Familie besorgte das Vieh, die Landwirthschaft und bediente zugleich die Gäste. Alles war recht primitiv, aber doch herzlich und gemüthlich, besser und viel billiger als in den Gasthöfen, denn man bekam Pension für fünf Dollars in der Woche. Ein junger Deutsch-

Amerikaner aus New-York — ein Lithograph, der aber Naturfreund, Mitglied der Agassizgesellschaft und recht belesen war — hatte alle umgebenden Berge aus Vergnügen bestiegen und konnte mir genau den Weg zum Mount Mitchell angeben; er sagte, man könne oben in einer kleinen Höhle übernachten. So wanderte ich am einundzwanzigsten Juli mit meinem Rucksack und etwas Proviant zum zehn englische Meilen (etwa vier Stunden) entfernten Berggipfel. Der recht ordentliche kleine Fußweg steigt zuerst steil unter dem ununterbrochenen, keine Sonne durchlassenden Dach des beschriebenen Urwaldes an. Erst bei etwa fünfzehnhundert Metern erreicht man eine Bergflanke und eine kleine grüne Alm mit frischer Quelle. Schon von hier aus sieht man, so weit der Blick reicht, ein Meer von wellenförmigen, sanften, bewaldeten Hügelgipfeln sich nach allen Richtungen erstrecken. Das sind die Alleghennies.

Von da an ändert sich plötzlich die Szenerie und man tritt in den Tannenwald ein, den man bis zum Gipfel nicht mehr verläßt. Jener Wald ist auch ein Urwald, mit zerfallenden Stämmen und alten, vom Wind geschlagenen Tannen, die an unsere Schweiz erinnern, wie sie in früheren Jahrtausenden gewesen sein mag. Auch die kleine Sauerkeepflanze (*Oxalis*) findet man dort als heimathliche Freundin. Doch wild und wilder wird der Weg; oft ist es schwer, sich durch die gefallenen Tannen durchzuarbeiten. Den Mount Mitchell sieht man erst kurz vor der Ankunft, da man bis zu seinem bewaldeten Gipfel im Wald wandert und kaum durch drei oder vier ganz kleine Lichtungen kommt. Ich hatte viel Zeit mit Rasten und Ameisensuchen verloren, war auch durch die große Hitze ermüdet und beschloß daher, oben zu übernachten. Auf dem Gipfel steht eine einfache, 1888 errichtete Säule zur Erinnerung an den hier bei Nacht umgekommenen ersten Besteiger des Berges, General Mitchell. Er hatte auch diesen Berg mehrfach gemessen und als den höchsten Punkt der Alleghennies erkannt.

Unterwegs hatte ich einige Touristen getroffen, darunter den new-yorker Deutschen Herrn Kitchelt, der mir nachgekommen war und mir freundlich half, jedoch gleich auf der anderen Seite weiter reiste. Mit Feuer und Tannenzweigen konnte ich mir unter dem vorspringenden Felsen für die Nacht, trotz Regen und Kälte, ein recht gemüthliches Nest machen und etwas Warmes kochen. Am anderen Morgen kam ich zu Herrn Tyson zurück, der mich schon verloren glaubte. In noch auffallenderer Weise als von der Alm sieht man vom Gipfel des Mount Mitchell aus ein wahres Meer von grünen, bewaldeten Berg- oder Hügelgipfeln nach allen Richtungen wogen. Der Vergleich stimmt, denn die Hügel sehen fast wie die Wellen des Meeres aus. Nur wenige Gipfel zeigen einige Wiesen. Von wilden Felsen oder gar Schnee ist bei einem niedrigen Gebirge wie den Alleghennis natürlich nichts zu sehen.

Zum ersten Male in meinem Leben sah ich dort Gloden tragende Schweine. Das soll jene halbwildten Thiere dazu veranlassen, sich weniger zu verlieren.

Etwas enttäuscht durch die von der Ebene kaum verschiedenen Ameisenfauna jener Berge, entschloß ich mich, nach kurzem Besuch in Morganton, auf Grund der Angaben des Dr. Murphy noch die subtropische, im Winter sehr milde, sumpfige Ebene Nord-Carolinas nah an der Küste zu besuchen und begab mich nach dem Dorfe Faisons, zwischen Goldsboro und Wilmington. Ich war schon gebraten und mußte noch gesotten werden; doch was kann nicht der Entomologe überwinden! Das Dorf Faisons wurde nach der dort zuerst angesiedelten Familie Faisons genannt, die aus Frankreich stammte. Hier, in einer echten Malariaumpfsgegend mit dünnen Föhrenwäldern, herrschte eine feuchte, tropische Siedehitze. Es giebt dort mehr Neger als Weiße und Alles trägt deutlich den westindischen Charakter. Dr. Faisons nahm mich auf seinen ärztlichen Touren in seinem Wagen mit, zeigte mir die Baumwollkultur und half mir zu meinen interessantesten Ameisenfunden. Hier wird die Fauna der Floridas und Westindiens immer verwandter. Die Negerhäuser ähneln den Ranchos oder Hütten Westindiens und Südamerikas. Die Wege sind höchst primitiv, Brücken sind Seltenheiten und oft mußten wir mit dem Wagen durch Flüsse oder Sümpfe, so daß das Wasser unsere Fäße bedeckte und die Pferde fast einsanken.

Der Weiße führt in jenen Gegenden ein recht einsames und schweres Leben in einem schlechten Klima. Dadurch wird er auch patriarchalisch in seinen Sitten. Seine Gastfreundschaft, sein großes Interesse für den besuchenden Fremden, sein leutseliges Wesen, seine Gewohnheit, manche Leiden mit Ergebenheit zu tragen, nehmen besonders für ihn ein und man trennt sich eben so ungern von den Menschen wie von der schönen Natur, sehr gern freilich von der abscheulichen Hitze.

Nach Faisons besuchte ich noch bei Goldsboro die Negerirrenanstalt Nord-Carolinas, die etwa vierhundertundfünfzig Kranke beherbergt. Sie ist einfacher und billiger gebaut als Morganton, doch durchaus ordentlich und reinlich, ebenfalls ohne Zwangsmittel, so weit mein flüchtiger Besuch mir zu urtheilen erlaubte. Aerzte, Beamte und Oberwärter sind Weiße, das Wartepersonal dagegen schwarz. Die Kranken sind — wie ich es schon früher in der Irrenanstalt Jamaicas, in Kingston, beobachtete und mir Direktor Müller in Goldsboro befestigte — lustiger, lärmender, weniger zerfallen und besser genährt als die weißen Geisteskranken. Es ist, als ob die Erkrankung des schwächeren Negerhirnes den relativ kräftigeren Körper weniger beeinflusste, als es beim starken Gehirn des Weißen der Fall ist. Die heiteren Formen der Psychosen herrschen beim Neger vor. Trotz seinem aufwallend affektiven Wesen ist er nach Dr. Müller selten gefährlich, denn selbst in der Geistesstörung behält er ziemlich seinen Respekt vor dem Weißen. Auch mit der Anstalt Goldsboro ist ein großer landwirtschaftlicher Betrieb verbunden, den die Kranken unter Wärterführung besorgen.

Die Eisenbahn hält mitten auf der Hauptstraße des Städtchens Goldsboro und der Bahnhof ist einfach eins der Häuser dieser Straße. Es ist zwar ein ziemlich wichtiger Knotenpunkt einiger Eisenbahnlinien: Das genirt aber den Amerikaner nicht. Die Manöver der Eisenbahnzüge auf der offenen Straße dienen nur zu deren Belebung. Die Nacht, die ich in Goldsboro zubradite, war die heißeste von allen und geradezu unerträglich. Das im Winter milde Klima jener Gegend, das den subtropischen Charakter der Fauna und der Flora bedingt, soll vom Golfstrom herrühren.

Von da aus fuhr ich nun direkt nach Washington, wohin mich die Hitze noch verfolgte. Dort wurde ich von meinem Freund und Spezialkollegen Herrn Vergande, dem vortrefflichen Entomologen des U. S. Agric. Departements und besten Kenner amerikanischer Ameisen, herzlichst empfangen. Unsere Zeit wurde ganz den Ameisen und dem Besuch der Monumente Washingtons, des Kapitoles, der wunderschönen neuen Bibliothek (wohl der schönsten der Welt), der Smithsonian Institution, des Staats-Museums und anderer Sehenswürdigkeiten gewidmet. Washington ist bekanntlich eine der schönsten Städte der Vereinigten Staaten, wenn nicht die schönste. Sie erinnert sehr an Toronto, ist aber eine viel ruhigere Beamtenstadt. Ihre Bäume und Schattenplätze sind einzig schön und abwechslungsreich, ein wahrer Wald. Mit elektrischen Trams ließ mich Herr Vergande nach entfernten Plätzen der Umgegend in Virginia und Maryland fahren, wo ich wieder die Pracht und Mannichfaltigkeit der amerikanischen Wälder bewundern mußte. Wir sammelten zum Beispiel die Blätter von etwa neun verschiedenen Eichenarten. An den sogenannten Great Falls war über den Potomac aus zusammengenagelten Brettern eine hängende „Brücke“ geschlagen worden, die bei uns polizeilich verboten wäre. Doch ist man kühner in Amerika. Ich mußte über diese „Brücke“ und war froh, als ich lebendig zurückkam. In Washington giebt es noch sehr viele Neger, allerdings auch viel Typhus und Malaria. Das Wasser ist schlecht. Aber dort drüben wird eben Alles den Privatunternehmern überlassen und hygienische Arbeiten sind nicht so rentable Geschäfte wie Eisenbahnen und Tramways. Das Leben ist furchtbar theuer und manche Staatsbeamte ziehen es vor, in Baltimore zu wohnen und täglich mit der Bahn nach der Hauptstadt zu fahren. Washington bildet so ziemlich die Grenze zwischen dem Süden und dem Norden der Vereinigten Staaten.

Am zweiten August saß ich, nach der Rückkehr von einem Ausflug, im Hause des Herrn Vergande, als der Himmel gegen drei Uhr dunkel wurde und mein Wirth mir einen gefährlichen Sturm ankündete. Alles im Hause war in Angst versetzt; jede Oeffnung wurde verschlossen und verriegelt. Mir kam die Sache übertrieben vor. Ich lächelte ruhig und schaute zu, denn ein Gewitter ist doch nichts so Besonderes, obwohl manche Leute, auch bei uns,

darüber bekanntlich erschrecken. Warten Sie nur, sagte mir Herr Bergande; solche Gewitter giebt es hier in drei oder vier Jahren nicht, aber wehe, wenn sie kommen! Schon nach einer Viertelstunde fing es an, ununterbrochen zu blitzen und zu donnern. Ein starker Hagelschauer ging nieder und in wenigen Minuten war die etwas abschüssige Straße in einen Fluß umgewandelt, auf dem große, frisch abgebrochene Baumäste hinunterschwammen. Der Wind blies fürchterlich und bog die Straßenbäume in erschreckender Weise. Nach einer halben Stunde war der Hauptsturm vorbei, ohne daß im Hause Etwas passiert wäre. Als ich mich jedoch hinauswagte, lag mitten auf der Straße die Krone eines Prachtbaumes, der in der Mitte abgebrochen worden war. Und in anderen Straßen Washingtons lagen viele herrliche Bäume entwurzelt am Boden; auch manche Dächer waren von Häusern abgerissen. Doch war der Schaden mäßig und am anderen Tage wurden schon überall die gefallenen Bäume zu Holzhausen hergerichtet. Dieses Gewitter flößte mir immerhin Respekt vor amerikanischen Stürmen ein.

Hier muß ich noch einen Kranz den zwei unermüdblichen deutschen Entomologen des U. S. Dep. of Agriculture in Washington, den Herren Bergande und Schwarz, winden. Mit echtem deutschen Geist, mit unermüdblichem Pflichteifer, enormen Kenntnissen und gewissenhaftester wissenschaftlicher Kritik ausgerüstet, haben diese zwei schlichten Männer eine Summe der besten und solidesten Arbeiten und Beobachtungen geliefert und damit im höchsten Grade den Dank ihrer neuen Heimath verdient. Von Herzen wünsche ich ihnen die gebührende Anerkennung.

Nach einem in der großen, schönen und ruhigen Stadt Philadelphia zugebrachten Tage, wo Neger und Chinesen bereits bedenklich wuchern, fuhr ich nach Cromwell in Connecticut, wo ich auf den idyllischen Matten des kühlen, schattigen Hauses meines langjährigen Freundes Dr. Hallock gründlich ausruhte. Erst da merkte ich recht, wie abstrapazirt ich in Folge meiner Ameisenheystouren in der südlichen Siedhitz war. Dr. Hallock ist Leiter eines vorzüglichen Sanatoriums für Nervenranke; besser hätte ich es nicht treffen können. Hier war die Hitze gebrochen und durch nordische Frische ersetzt. Nach einigen Tagen der Ruhe besuchte ich noch das schöne Trinkerasyl des Dr. Crothers in Hartford und fuhr nach Boston, wo mich eine Reihe Besprechungen mit Freunden und Gegnern der Alkoholverbote erwarteten. Von Miss Jessie Forsyth, der Obervorsteherin des Jugendwerkes der Guttempler in der ganzen Welt, gastfreundlich aufgenommen, traf ich dort mit vielen Freunden zusammen, die ich in Europa kennen gelernt hatte: Professor Herter, dem vorzüglichen physiologischen Chemiker in New-York, Fräulein Dr. Schorer, einer Ärztin aus Deutschland, die in Zürich studirt hatte und nun in Boston angestellt ist, und Anderen mehr. Höchst lehrreich war der Besuch der prachtvollen

Privatirrenanstalt Mac Lean und ihres vortrefflichen Direktors Dr. Combes. Ein Schweizer, Dr. Hoch aus Basel, wiederum ein ausgezeichnetes Gelehrter, hat dort ein sehr schönes Laboratorium für die Physiologie des Nervensystemes eingerichtet. Sehr wichtig war mir auch der Besuch der staatlichen Trinkerheilanstalt Forborough, eines Asyls, das, für zweihundert Trinker gebaut, mit großer Landwirtschaft verbunden, sehr schön mit vier Häusern eingerichtet, alle Bedingungen einer Anstalt bietet. Leider fehlt noch der orientirende Kompaß begeisteter Abstinenz und Abstinenzziehung der Kranken in der Oberleitung. Wird Das der Staat je begreifen? Daß im ganzen Hause die alkoholischen Getränke verboten sind, versteht sich immerhin von selbst. Aber es genügt nicht.

Boston, mit über fünfhunderttausend Einwohnern, ist die alte Metropole New-Englands, das Centrum der älteren, feineren Bildung in den Vereinigten Staaten. Man näselst hier viel weniger. Die Stadt ist nach altem Stil eng und krumm gebaut, besonders die alte Stadt, vom Common Park bis zum Hafen. Dort ist das Gehen fast gefährlich; die Stadt hat in echt amerikanischer Weise einer Privatgesellschaft den Bau eines großartigen Netzes unterirdischer elektrischer Trams überlassen, dessen Hauptcentrum im Common Park, einem schönen Park mitten in der Stadt, liegt. Diese Stelle ist eine Sehenswürdigkeit. Nur ein Bostoner kann sich in diesem elektrisch beleuchteten unterirdischen Labyrinth zurecht finden wo Alles pfeift, rast, springt, sich kreuzt, — ein wahrer Walpurgistanz von mit Menschen beladenen elektrischen Wagen und von Menschen, die hinein- und herausspringen. Dazwischen sind doch noch Bücher- und Zeitungverkaufsstellen angebracht, wo gerade die Dreifußprojekzionen ausgeführt wurden.

Nicht zu vergessen sind die ehrwürdigen — etwa achthundertjährigen — Kasse, die sogenannten Agassiz-Eichen, nach unserem Schweizer und waadtländer Landsmann Agassiz, dem Liebling der Amerikaner, so genannt, die ich bei Mac Lean besichtigte und die sorgfältig konservirt werden.

Die Stadt Cambridge, jenseits des Charles River, ist zwar eine eigene Stadt, aber nur durch Brücken von Boston getrennt. In Cambridge ist durch Volksabstimmung der Verkauf geistiger Getränke verboten. Dort liegt die alte, berühmte Harvard-Universität, wo die Studenten nicht nur geistig, sondern auch leiblich gepflegt werden. Ihr Speisesaal ist ein prachtvolles Gebäude und sieht fast wie eine große Kirche aus.

Wie alle amerikanischen Städte, hat auch Boston seinen schönen Park, den Franklin-Park, und überhaupt recht schöne schattige Umgebungen, die für die engen europäischen Straßen der Stadt einigermaßen Ersatz bieten. Ich muß hier gestehen, daß man nach den schönen, breiten, schattigen amerikanischen Städten mit ihren gemüthlichen, reinlichen Häusern von den europäertigen bostoner Straßen recht unangenehm berührt wird.

Nach einem herzlichen Empfang der Guttemplerlogen Bostons und einem eben so herzlichen Abschied von allen unseren Freunden schiffte ich mich am sechzehnten August auf dem „Derbyshire“ von der Dominionlinie nach Liverpool wieder ein.

Wenn ich mir noch einige Gedankensplitter über die Vereinigten Staaten erlaube, so möge man mir Das nicht als Vermessenheit anrechnen; sie beanspruchen nur den Werth einer flüchtigen Reiseskizze.

Es wird viel über amerikanische Korruption geschrieben und mancher Europäer stellt sich vor, wenn er nach den Vereinigten Staaten reise, müsse er einen Revolver in der Tasche tragen und beständig auf seine Börse achten, ferner würden eine Masse Schwindler ihn umgeben und ihm Bären aufbinden, um ihn von seinen Habseligkeiten zu erleichtern. Darin wird er nun sicher sehr angenehm enttäuscht, wenn er nicht etwa in den Hauptpelunken New-Yorks oder in den Goldbergwerken des Westens, den Sammelplätzen aller Hallunken und Abenteurer der Welt, sein Hauptquartier nimmt. Man reist in den U. S. so sicher wie bei uns; die Leute sind höflich, redlich, anständig und sehr reinlich und man wird weder mehr bestohlen noch mehr belogen oder überfordert als bei uns, — im Gegentheil. Alle Angestellten sind sehr höflich und geben eine knappe, aber klare und zuverlässige Auskunft auf jede Frage; besonders die Polizisten sind auch sehr freundlich und entgegenkommend. Man wird äußerst wenig von bureaukratischen Chikanen belästigt und bewegt sich überall sehr frei. Alle Dinge des täglichen Lebens sind mit wenigen Ausnahmen höchst praktisch und einfach eingerichtet. Jede Apotheke oder Droguerie ist zugleich eine Art Gratis-Auskunfts-bureau, wo man alle Adressen und sonstige Auskünfte findet. Die Preise sind fest und in den Gasthöfen oder Pensionen wird darin absolut Alles einbegriffen, so daß man durch keine Trinkgelder und Extrafschwindelausgaben, wie Bedienung, Licht und Vergleichen, belästigt wird. In Toronto war ich höchst erstaunt, als ich meine Hotelrechnung bezahlt hatte und mit einem Wagen nach der Bahn fuhr, zu sehen, wie der Wirth den Kutscher bezahlte: die Droschke war bereits in dem Betrag der Rechnung enthalten.

In Bezug auf sogenannte Sittlichkeit ist auch der Nordamerikaner durchschnittlich solider als der Europäer. Das Familienleben wird dort in hohem Grade in Ehren gehalten. Der Mann kehrt abends vom Geschäft zu seiner Familie heim und widmet sich ganz ihr. Die große Freiheit und volle Gleichberechtigung der Frauen trägt in dieser Beziehung die besten Früchte und führt zu gegenseitiger Achtung der Geschlechter. Da die Dienstmädchen enorm theuer und anspruchsvoll sind und mindestens den freien Donnerstag-Nachmittag und die Haltung einer Bicyclelette fordern, helfen sich die meisten wenig Bemittelten ohne Mädchen. Die praktischen Einrichtungen Nordamerikas ermöglichen Das und das Familienleben leidet nicht darunter.

Worin liegt denn nun die berücksichtigte Korruption? Sie ist nämlich vorhanden; der Dollar schafft und erhält sie. Und wenn in dieser Hinsicht Nordamerika besonders korrupt ist, so hängt es wiederum nicht mit den persönlichen Eigenschaften des Amerikaners, sondern mit seinem System der unbeschränkten Herrschaft und Freiheit des individuellen Erwerbes und Besitzes zusammen. Das ist wenigstens meine innige Ueberzeugung. „Unser Land ist so groß; es giebt so viel Platz, so viel zu nehmen; wozu brauchen wir dem Einzelnen Schranken zu setzen?“ So raisonnirt der Yankee; wohin aber solche schrankenlose Freiheit des Privatbesitzes führt, zeigen heute bereits zur Genüge die amerikanischen Trusts und Milliarden. Sie bringt es immer mehr fertig, in einem Lande uner schöpflicher Reichthümer neben sabelhaften Geldkönigen, die alle Krösus und Rothschild früherer Tage in den Schatten stellen, eine wachsende arbeitende Armuth zu erzeugen.

Eine amerikanische Lady sagte mir lächelnd: „Wir haben in Amerika zum achten Gebot einen Nachsatz; er heißt: „You shall not steal, except the State!“ (Ihr sollt außer dem Staat Niemanden bestehlen!) Der Staat ist die Milchkuh der Vermögenden; sogar die sonst Ehrlichsten plündern ihn aus. Die unbeschränkte Erwerbsfreiheit hat auch fast jedes Solidarität- und Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Staat und der Gesellschaft beim Amerikaner getödtet. Sein Patriotismus ist ein chauvinistisches Gefühl, eine Art maiden Größenwahnes, sich als Bürger der großmächtigen Republik zu fühlen. Er kann ihn zu großem nationalen Enthusiasmus führen, aber er giebt ihm kein Gefühl der Pflicht und der Verantwortlichkeit gegenüber der Gesamtheit seiner Mitbürger. Für Arme wird durch Wohlthätigkeit, besonders von religiösen Vereinigungen, gesorgt, — und damit hat es sein Bewenden. Daß das Wohl, der Besitz und die Wirksamkeit des Staates das höchste Heiligthum der Gesamtheit und jedes Einzelnen sein sollte: dafür ist der Amerikaner vorläufig noch blind und taub. Hierin bildet er einen großen Gegensatz zum Schweizer, der dafür freilich andere Fehler hat. In der genannten Grundeigenschaft des Amerikanismus liegt vielleicht auch die Ursache, warum die Amerikaner verschiedener Kreise und Bestrebungen so wenig von einander wissen. Es heißt eben: „Jeder für sich“, leider auch: „Jede Koterie für sich“.

Diese wichtige Erscheinung erklärt und entschuldigt sich aber, wenn man die Geschichte und die Entwicklung der U. S. ins Auge faßt. Raum, Land, Reichthümer, alle Quellen der Nahrung, der Industrie, des Verkehrs und des Handels boten und bieten sich noch dort in scheinbar uner schöpflicher Masse dem europäischen Emigranten dar. Es fehlt an einem irgendwie zu fürchtenden Feind oder Mitbewerber. Wozu sich denn Schranken auferlegen? So raisonnirt der Naturmensch, der stets seine eigene Natur und ihre inneren

Schwächen verkennt. So raisonnirten auch einst die Skavenhalter, als sie Neger aus Afrika importirten. Erst muß sich der Schade recht greifbar zeigen, bevor man klug wird. Den Staat beherrschen die Geldfürsten. Was könnte aber nicht ein wirklich freier, unabhängiger, nur für das Wohl des Volkes arbeitender Staat in diesem Lande an Wohlthaten stiften! Statt Dessen darbt der Landwirth und Alles wirft sich in das fieberhafte, ungesunde Stadtleben. Die bleichen, schmalen Frauengestalten eilen fiebrig ins Geschäft, wo sie sich am Wettbewerb betheiligen. Die gesunde und so nothwendige körperliche Arbeit, besonders die Landarbeit, wird immer mehr vernachlässigt und den Maschinen überlassen. Der Mensch rast nur noch auf der elektrischen Bahn umher; allein das Velociped rettet noch die Beinmuskeln. Eine solche Herzjagd des Gehirnes, um Geld zu erwerben, muß die Gesundheit des Volkes schädigen; und die Folgen sind schon jetzt überall, besonders in Irren- und Nervenheilstalten, zu sehen.

Das amerikanische Weib ist nicht nach dem Geschmack des Europäers, der sich eine ergebene Dienerin wünscht. Doch hat sie unstreitig gute Eigenschaften und vor Allem das Gefühl ihrer menschlichen Würde und Selbständigkeit. Ihre Hauptfehler sind ihre Abneigung gegen die körperliche Arbeit (die sie mit dem Mann gemein hat), ihre Abneigung gegen den Kindersegen (wohl mit die Folge der Dollarkjagd), ihre einseitigen und engherzigen religiösen Schwärmerieen, ihre Oberflächlichkeit und ihre Modensklaverei. Bei näherer Prüfung sieht man auch hier wieder, daß man es nicht mit persönlichen Rassenfehlern, sondern mit den Folgen amerikanischer Verhältnisse und Erziehung zu thun hat.

Zwei Dinge fielen mir auf: die Uniformität der amerikanischen Mode vom Norden bis zum Süden und, wie ich höre, auch bis zum fernsten Westen und die Macht der Amerikanisirung. Der Amerikaner bildet sich wohl ein, keine Vorurtheile zu haben, steckt aber ganz voll davon. Alles kleidet sich gleich an und vermeidet es ängstlich, eine andere Kravatte, einen anderen Hut zu tragen, als die Tagesmode verlangt. Bekanntlich sind die Amerikaner titelflüchtiger als alle anderen Völker; die Mädchen sehnen sich, einen Grafen oder Herzog zu heirathen. Ein amerikanischer Atheist wird sein Tischgebet sprechen, um ja nicht gegen die gute Sitte zu verstößen. Umgekehrt wird ein amerikanischer Mediziprofessor die beste Reform oder Wahrheit verleugnen, wenn sie von religiöser Seite herkommt, weil ihn Das „in wissenschaftlichen Kreisen kompromittirt.“ Dieser kindisch übertriebene Formalismus erzeugt natürlich eine ekelhaft zur Schau getragene Heuchelei, die jedoch im Grunde durchaus keinen schlimmeren individuellen Eigenschaften entspricht. Es ist eben Sitte, — und der Amerikaner ist sich jener Ungereimtheit nicht bewußt, die dem ethischen Sinn weh thut, übrigens ja auch bei uns in anderen Varianten nicht fehlt.

Wie ungemein rasch sich die Emigranten amerikanisiren, ist bekannt. Sie sind sehr ungleichwerthig. Irland sendet eine ungeheure Zahl eigensinniger, politisch verbohrtter Katholiken, die dazu, wie kein anderer Stamm, der Trunksucht ergeben und die ärgsten Feinde der Deutschen sind. Die Deutschen bilden auf allen Gebieten des Erwerbes und Wissens ein großes Kulturelement. Leider sind sie Hauptvertreter der Alkohol-, besonders der Bier-Industrie und trinken selbst oft in nicht unbedenklichem Maaß. Fatal ist es, daß ihr geistig-wissenschaftlicher Einfluß auch jenen verderblichen alkoholischen Einfluß mit stärkt. Es giebt in den Vereinigten Staaten Städte, die fast ganz deutsch sind. Die vorzüglichsten Emigranten sind wohl die Scandinaven; sie halten zusammen, hängen an ihre Heimath, werden jedoch nach und nach auch amerikanisirt. Tüchtig sind ebenfalls die Schotten und Engländer. Sehr unbeliebt sind die Italiener, die ihre bekannten Messerunsitten und ihre Sorglosigkeit eben überall mitbringen. Polnische Juden kamen in neuerer Zeit noch hinzu. Die Aufgabe, alle diese Elemente zu reinigen, viele von ihnen zu civilisiren und alle zu amalgamiren, ist keine leichte; doch wird sie, dank der Verdauungskraft des Amerikaners, täglich bewältigt und bringt schließlich ein ganz gutes Kulturvolk zu Stande.

Anderß jedoch sieht es mit den Negern, von denen ich schon sprach, und mit den Chinesen. Einander nah stehende Kulturvölker können sich ohne jegliche Gefahr sexuell vermischen. Das Produkt übertrifft sogar vielfach die Erzeuger. Personen, deren Vorfahren theils Deutsche, theils Franzosen, theils Engländer, theils Italiener oder Irländer waren, sind nicht selten die tüchtigsten und gebildetsten Menschen. Das ist ziemlich leicht an Beispielen nachzuweisen. Anders sieht aber die Sache bei den Mischlingen von tief verschiedenen Rassen oder Unterarten aus, die bereits von spezifischer Verschiedenheit nicht mehr sehr weit entfernt sind, leider aber noch fruchtbare Hybridationprodukte geben. Die bekannten Eigenschaften der Mulatten und ihre Unfähigkeit, eine auf die Dauer lebensfähige Mischrasse zu bilden, beweisen den verderblichen Einfluß solcher Kreuzungen entfernter Rassen auf die Nachkommenschaft, was übrigens bei Thieren längst bekannt ist. In Nordamerika wuchern die Chinesen in bedenklicher Weise. Vortrefflich genährt, kräftig und vergnügt sehen die gelben, schlitzaugigen Popsträger in den Städten der U. S. aus, wo sie vor Allem als Wäscher, aber auch in anderen Betrieben thätig sind. Philadelphia hat bereits ein chinesisches Quartier. Es ist ergötzlich, einem hügelnden Chinesen hinter dem Ladenfenster seiner „Laundry“ zuzusehen. Seine peinliche Genauigkeit und sein Ernst verlassen ihn nirgends. Weniger erbaulich ist es jedoch, dabei an die Zukunft zu denken. Daß zweihundert Chinesen in einem kleinen Zimmer auf über einander gestellten Schubladen schlafen, ohne zu erstickn, mit der halben Nahrung geringster Sorte

das Doppelte der Arbeit eines Europäers leisten und dabei vorzüglich gedeihen, jedes Klima ertragen und in der Kindererzeugung sogar die Neger bedeutend übertreffen: Das sind zwar bekannte, doch noch viel zu wenig beachtete Thatsachen. Wäre der Chinese ein ethisch und fortschrittlich hoch angelegter Mensch, so könnte man sich schließlich darüber trösten, daß er unsere Rasse in vollem Frieden in kurzer Zeit aushungert und ersetzt. Doch beweist Chinas Kultur, wohin das seit Jahrtausenden stehen gebliebene Chinesengehirn führt. Unstreitig rangirt es viel höher als das Negerhirn. Eben so unstreitig jedoch ist es für unsere Rasse noch viel gefährlicher. Eine Amalgamirung ist deshalb schon nicht möglich, weil sie eine völlige und rasche Mongolisirung der weißen Rasse bedeuten würde. Welche Laster und Zustände zahlreiche Chinesen in ein Land bringen, davon kann Kalifornien und können ostindische Kolonien erzählen. Raiv ist es jedenfalls, durch eine Theilung Chinas die „chinesische Frage lösen“ zu wollen. Sie fängt damit erst recht eigentlich an und bald wird sich die Frage so stellen: entweder sich friedlich von den Chinesen vertilgen lassen oder die Chinesen gewaltsam hinter ihre alte Mauer zurückdrängen, deren Thüren nur nach außen, statt nach innen, hätten verschlossen bleiben sollen.

So stehen die Vereinigten Staaten im Vorpostengefecht des großen und endgiltigen Rassenkampfes der Menschen auf der Erde. Von ihrem Geschick hängt vielleicht das der ganzen Kulturmenscheit ab. Wird der praktische Sinn und der Erfindungsgeist des Amerikaners über religiöse und schwärmerische Vorurtheile siegen oder nicht? Das muß die Zukunft lehren. Hat der Amerikaner auch, genau wie jeder Andere, seine individuellen und nationalen Vorurtheile, so ist er wenigstens frei von den historischen Vorurtheilen und vor Allem von den lähmenden blöden Kämpfen und Rivalitäten zwischen civilisirten Völkern, wie wir sie in Europa sehen. Das giebt ihm einen unschätzbaren Vorsprung.

Die Fortschritte Nordamerikas im neunzehnten Jahrhundert sind so gewaltig, daß sie jeden Menschen mit Bewunderung erfüllen müssen. Vor vierhundert Jahren erst landete Kolumbus in Westindien. Vor kaum dreihundert Jahren wurde die „alte“ Stadt Quebec gegründet. Vor hundert Jahren waren die U. S. erst eine relativ kleine Kolonie und war das große Innere und der Westen noch wild. Heute bewohnen von einem Ocean zum anderen siebenzig Millionen civilisirter Menschen das reiche, überall der Kultur eröffnete Land, das leicht dreihundert Millionen und mehr ernähren kann.

Die Fehler und Schwächen des heutigen Amerikaners sind die Folgen eines rastlosen materiellen Kulturkampfes gegen Natur und wilde Rassen, die Folgen der Alleinherrschaft des Individualismus, verbunden mit der vielfach erbärmlichen Qualität der europäischen Emigranten, die oft den Auswurf der Bevölkerung ihres Landes bildeten. Es wäre ungerecht, wegen dieser Fehler

und Schwächen dem Amerikaner einen persönlichen Vorwurf zu machen. Man muß vielmehr daneben seine vorzüglichen persönlichen Eigenschaften mit in die Waagschale werfen und vor Allem die raschen und beständigen Fortschritte anerkennen, die er macht. Europa braucht Amerika heut mehr denn je; es soll eintönig mit ihm den Kulturfortschritt fördern helfen und nicht kleinlich eifersüchtig sein. Wer weiß, ob nicht eine östliche Barbareninvasion unsere Kinder noch einst alle über den Atlantischen Ozean treiben wird!

Aber auch die Amerikaner sollten ihre chauvinistischen und sonstigen Vorurtheile gegen Europa beseitigen und die Lage und die Eigenschaften der europäischen Kulturvölker genauer und objektiver studiren. Wenn sie sich damit begnügen, diese Völker nach den zu ihnen kommenden armen Emigranten zu beurtheilen, laufen sie Gefahr, einem verhängnisvollen Größenwahn anheimzufallen, den man schon jetzt oft spürt.

Zum Schluß noch ein Wort. Der Amerikaner glaubt, daß der Sozialismus in Europa beginnen wird. Er hat darin gewiß Recht, denn bei ihm sieht der menschliche Raubthierinstinkt noch zu viel Raum vor sich, um die Nothwendigkeit sozialer Organisation und Unterordnung schon zu fühlen. Völlig im Irthum ist er aber, wenn er den Egoismus und die Geldkorrupzion, die aus seinem System herauswachsen, gering schätzt und als für das amerikanische Volk ungefährlich betrachtet.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.



## Der Nachtwächter von Lichtenberg.

(Eine juristische Odysee.)

**S**ört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:  
Die Glocke, die hat Sehn geschlagen . . .

Wohl nirgends hat dieses alte Nachtwächterlied, bei dessen Klängen schon unsere Vorgäter gern die Nachtmütze über die Ohren zogen, so niederdrückend schwermüthig geklungen wie neuerdings in der Gemeinde Lichtenberg, — und Das aus einem einfachen Grunde: es kommt aus einer unbezahlten Kehle! Aber das „Warum“ ist freilich nicht ganz so einfach, wie wir gleich sehen werden.

Das Dorf Lichtenberg liegt seit Menschengedenken im Schutze des gleichnamigen Rittergutes und hat sich bisher nicht übel dabei befunden. Da es nämlich vor Zeiten aus dem Schlosse sozusagen herausgewachsen ist und alle seine Inassen ursprünglich Dienstknechte und Hörige der Herrschaft waren, so lag auf deren Schultern Alles, was sonst wohl an Gemeindeangelegenheiten die Denkerstirn eines Dorfsältesten zu suchen geeignet ist: der Kirchenbau und das Kirmeßbier, die Fütterung des Gemeindevullen und die Bezahlung des Gemeindevachtwächters, die Beschälung der Dorfskuten und die Beschulung der Dorfbuben. Alles war ein *nobile officium* der Gutsherrschaft. Dies Verhältniß hatte auch keine Aenderung erfahren, als die Gemeindeglieder längst keine Hörigen mehr waren und sich nach Ansicht der Herrschaft mitunter sogar recht ungehörig benahmen. Da aber — mochten nun solche Ungehörigkeiten sich in besonders hohem Maße gehäuft oder mochte die Noth der Landwirthschaft auch hierher ihre Schatten geworfen haben —, da verweigerte die Herrschaft eines Tages die Bezahlung des Nachtwächters. Sie bewache, so erklärte sie, ihr Gut besser ohne ihn und könne auch seiner fragwürdigen Stundenangaben entzathen.

Alle Einigungversuche blieben ohne Erfolg und es kam auch hier wie in dem freiligrathischen Liede: „Der Andre aber geht und klagt!“ Der „Andere“ war hier die Gemeinde, die „Klage“ aber, wie bei Freiligrath, eitel: denn ein königliches Landgericht wies sie ab, obgleich die bekannten „ältesten Leute“ — die sich notorisch nie an Etwas erinnern können — es nicht anders zu wissen bekundeten, als daß die Gutsherrschaft den Nachtwächter bezahlen müsse. Allein die wackeren Dörfler waren nicht so leicht zu entmuthigen. „Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!“ So meinten sie pflüssig; und siehe: sie hatten Recht. Das Kammergericht erkannte zu ihren Gunsten, denn die Wege der Rechtsprechung sind manchmal dunkel, — namentlich, wenn es sich um einen Nachtwächter handelt. Man hatte in zweiter Instanz ein altes „Herkommen“ ausgegraben, das sich allmählich zu einem Rechtstitel ausgewachsen hatte und durch manche rechtserhebliche Thatsache urkundlich belegt wurde; hatte doch zum Beispiel Botho von Lichtenberg gegen Ende des Spanischen Erbfolgekrieges der Gemeinde ein „fürtrefflich Büffelhorn zum Gebläs sambt zween Klunkern daran“ gestiftet und sich nur ausbedungen, daß dafür der Nachtwächter bei ihm „recht fürnehmlich“ zu blasen habe!

Die Dorfbewohner frohlockten, — aber für die Eifersucht der Schicksalsmächte leider viel zu früh: sie dachten nicht, daß es über einem Kammergericht noch eine höhere Instanz geben könnte, die sich ihnen unter dem Namen des Reichsgerichtes nunmehr vorstellte. Diesem gelang es, durch seine Entscheidung beide Parteien wie auch beide Vorderrichter gleichmäßig zu über-

raschen. Es entschied nämlich, daß . . . es überhaupt nicht zu entscheiden habe. Das heißt: es erklärte den ordentlichen Rechtsweg über das Bestehen einer „im öffentlichen Interesse begründeten Gemeindefaß“ für unzulässig. Verblüfft standen die Dorfsältesten vor diesem Erkenntniß. Wenn der „Rechtsweg“ unzulässig sein sollte, so blieb ja nur der „Unrechtsweg“: den konnte aber doch das höchste Gericht unmöglich empfehlen! Oder gab es neben dem „ordentlichen“ Rechtsweg noch einen „unordentlichen“? Da war guter Rath theuer!

Ja, theuer war er freilich; aber gegen gehörige Bezahlung fand er sich doch und die Sache wurde auf den außerordentlichen Rechtsweg — Das heißt: in das sogenannte Verwaltung-Streitverfahren — überleitet. Zunächst war es der Bezirks-Ausschuß, der sich mit dem Nachtwächter von Lichtenberg zu befaßen begann.

Inzwischen war nun schon eine geraume Zeit verstrichen, und um kein Präjudiz zu schaffen, hatte jeder Theil ängstlich vermieden, dem Nachtwächter irgend Etwas zukommenzulassen. Die Folge war natürlich, daß er demissionirte und daß sich kein Nachfolger finden wollte, um in Erwartung des künftigen Sieges der Gemeinde einstweilen gratis daraufloszutreten. Deshalb beschloß der Ortsvorstand, daß die Funktion des Nachtwachens bei den Mitgliedern der Gemeindevertretung als unbefoldetes Ehrenamt der Reihe nach herumgehen solle; und da der Andrang gering war, wurde alsbald ein obligatorischer Turnus festgesetzt. Der Beschluß fand vielen Widerstand, aber der Schulze bedrohte kategorisch jeden Widerspenstigen mit sofortigem Ausschluß aus der Gemeindeversammlung. „Wer nicht mitthut, soll auch nicht mitthaten“, erklärte er. So hatten die Lichtenberger eine Zeit lang den Genuß, jede Nacht eine andere Wächterstimme zu vernehmen, und vergnügten sich gern damit, zu errathen, wer wohl eben geblasen und gesungen hatte; wenn sie raffinirter gewesen wären, würden sie vielleicht gar ein richtiges

Wachverfahren mit Lotengräber und odok-makere's eingetragter Hüten. aus die Dauer erwies sich aber dieser Zustand nicht als haltbar, weil die Zuverlässigkeit der improvisirten Wächter — ganz abgesehen von ihren gesanglichen Leistungen — keine befriedigende war, ja, viele sogar dem Grundsatz: „Wer schläft, sündigt nicht!“ huldigten, der doch für Wächter nur beschränkt gelten kann; und die Funktion blieb schließlich auf dem Totengräber allein haften, den nur der Küster zeitweilig zu vertreten hatte. Der Totengräber blies ins Horn, als ob er alle von ihm Begrabenen aufzuwecken hätte, und der Küster, ein Mann von Geist und Phantasie, begnügte sich nicht mit den von Alters hergebrachten Nachtwächterversen, sondern wußte sie der jeweiligen Situation in glücklicher Weise anzupassen. So sang er zum Beispiel, als das Reichsgericht seine Unzuständigkeit ausgesprochen hatte, mit trauriger Stimme:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:  
Es kommt nichts 'raus bei unserm Klagen!  
Mit Sorgen meld' von dem Prozeß ich:  
Der Rechtsweg, der ist unzulässig!“

Und „Eßig, Eßig, Eßig“ hallte das Echo höhnisch von den Wänden wieder.

Allein es kam bald besser. Der Bezirksausschuß stellte sich, gleich dem Kammergericht, auf die Seite der Gemeinde und nun, meinten Alle, konnte es ihnen gar nicht mehr fehlen. Triumphirend sang der Küster vor allen Häusern:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen,  
Daß der Bezirksausschuß thät tagen!  
Hört, was er Euch vermeiden thut:  
Den Wächter, den bezahlt das Gut — tut — tut!“

Und vor dem Gutshause sang er noch besonders laut und stieß dazu „recht fürnehmlich“ in das alte Horn des Herrn Botho von Lichtenberg.

So viele Hoffnungen, so viele Fehlschläge! Das Oberverwaltungsgericht hob das Urtheil des Bezirksausschusses auf und erklärte das Verwaltungs-Streitverfahren für ausgeschlossen, weil ein einfacher Civilrechtsanspruch vorliege, der vor die ordentlichen Gerichte gehöre, die Ansicht des Reichsgerichtes also unzutreffend sei. So stand man denn nach Jahre langem Prozeßiren glücklich vor dem Monstrum des „negativen Kompetenz-Konfliktes“. Was Schulze und Schöppen davon für Vorstellungen hatten und wie leicht es war, ihnen einen Begriff davon zu geben, möge man sich selbst ausmalen. Aber nach langem Konsultiren und Debattiren wurde schließlich selbst dieser schwierige Ausdruck Jedem im Dorfe so geläufig wie das Einmaleins: man wußte, daß ein negativer Kompetenz-Konflikt vorhanden ist, wenn „Keiner es gewesen sein will und Einer doch der Richtige sein muß“, und der Dichter sang sogar allnächtlich vor den Thüren:

„Ihr Herrn und Frauen, laßt Euch sagen:  
Ihr müßt Euch allzeit gut vertragen!  
Wenn Jedes sich ins Andre schickt,  
Giebt's keinen Kompetenz-Konflikt!“

Im Uebrigen lag die Sache noch gar nicht so schlimm, wie es den Anschein hatte: besteht ja doch in Preußen ein eigener Gerichtshof für Kompetenz-Konflikte, der nun von der Gemeinde angegangen wurde. Die Entscheidung erfolgte ziemlich schnell, nur fiel sie leider, wie weiland die des Reichsgerichtes, mehr überraschend als befriedigend aus. Der Gerichtshof erklärte nämlich, daß der Fall des negativen Kompetenz-Konfliktes überhaupt nicht gegeben sei, da weder die ordentlichen noch die Verwaltungsgerichte zuständig gewesen seien und mithin er — der Gerichtshof — erst recht nicht; es handle sich einfach um eine der Ablösung unterliegende gutsherrlich-bäuerliche Last und daher sei das Weitere von den Auseinandersetzungsböörden (Separation-Kommissionen u. s. w.) zu veranlassen.

So war also wieder eine neue Behörde anzurufen, als welche die General-Kommission ermittelt wurde; daß hierbei der Name des römischen Landpflegers Pontius Pilatus ungewöhnlich oft im Dorfe genannt wurde wird nicht Staunen erregen. Die General-Kommission machte ihr Einschreiten von der Billigung des Ober-Landes-Kultur-Gerichtes abhängig und dieses erklärte sie schlangweg für unzuständig, da ein Rechtsstreit zum Austrag zu bringen sei. Hiermit war der Kreis glücklich wieder geschlossen und die Gemeindeglieder standen vor einem Berge, vor dem auch klügere Leute als sie wohl längere Zeit stehen geblieben wären. Dem Küster waren alle seine Liedchen vergangen und nur der Totengräber tutete tieftraurig durch die Gassen.

Endlich beschloß man auf Anrathen des Anwaltes, noch einmal zu dem Gerichtshof für Kompetenz-Konflikte zurückzukehren; denn da entschieden „Keiner der Richtige sein wollte“, mußte doch schließlich der Konfliktfall als gegeben angenommen werden. In der That konnte sich der Gerichtshof dieser Einsicht nicht verschließen: er bejahte diesmal die Konfliktfrage und nahm — in Uebereinstimmung mit dem Oberverwaltungsgericht — die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte für den Rechtsstreit an, erklärte also die Aufhebung des widersprechenden reichsgerichtlichen Urtheils für geboten. Direkt aufheben konnte er dieses Urtheil als ein bloß preussischer Gerichtshof natürlich nicht. Das ließ sich nur auf dem Vermittelungsweg durch die oberste Justizbehörde erreichen. Jetzt war also auch für den Justizminister die Zeit gekommen, sich mit dem Nachtwächter von Lichtenberg zu beschäftigen; er wandte sich mit dem Urtheil des Kompetenz-Gerichtshofes an den Präsidenten des Reichsgerichtes und ersuchte ihn, die Zuständigkeit-Frage noch einmal entscheiden zu lassen. Dem Ersuchen wurde stattgegeben und die Sache an einen der ordentlichen Civil-Senate verwiesen.

Darob große Freude in Lichtenberg! Jetzt mußte doch das Reichsgericht sein Urtheil aufheben und der Prozeß schließlich wieder vor das Kammergericht kommen, das ja bereits zu Gunsten der Gemeinde entschieden hatte —: Das konnten sich die Lichtenberger, die allmählich alle mehr oder weniger zu kleinen Rechtskundigen geworden waren, an den fünf Fingern abzählen. Die gesunkenen Hoffnungen belebten sich wieder und der Küster ließ sich noch einmal mit einem nächtlichen Truglied vernehmen:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:  
Wir brauchen längst noch nicht verzagen!  
Hofft auf des Reichsgerichtes Schoß,  
Die Sache geht von vorne los!“

Dazu schmettete er, namentlich vor dem Rittergut, wahre Kriegsfanfaren aus dem alten Horn heraus, die der Schloßhund persönlich nahm und mit dem berüchtigten Heulen dieser Hundegattung beantwortete; denn er be-

trachtete sich erklärlicher Weise bereits als den wahren Nachtwächter und empfand das Luten als unlauteren Wettbewerb.

Aber ach: schon war mancher der Hörer im Herzen nicht damit einverstanden, daß die Sache „von vorne losgehen“ sollte, und die Pessimisten behielten, wie gewöhnlich im Menschenleben, Recht. Denn das Reichsgericht lehnte die abermalige Erörterung der Sache wegen Unzulässigkeit eines weiteren gerichtlichen Verfahrens ab. Es berief sich auf den Paragraphen Siebenzehn, Absatz Eins und Nummer Vier des Gerichtsverfassungsgesetzes, der zwar nur von der festgestellten Zulässigkeit des Rechtsweges spricht, aber im Wege zulässiger Auslegung auch auf die Unzulässigkeit ausgebeht werden muß.

Der Tag, an dem diese Entscheidung in Lichtenberg eintraf, war für das Dorf ein kritischer Tag erster Ordnung. Zehn Jahre lang hatte man prozessirt, alle Gemeinde-Angelegenheiten über der unseligen Nachtwächterfrage vernachlässigt, man war Kläger, Beklagter, Appellant, Implorant und Beschwerdeführer, Mandant und Exequende, Rechtsforscher und dabei noch Nachtwächter gewesen, — und nichts war erreicht! Von den Kosten vollends schweigt des Sängers Höflichkeit: leider nicht auch die des Gerichtsvollziehers! Und nun standen sich am Ende aller Dinge nicht nur die Gemeinde und die Gutsherrschaft, sondern auch die Endurtheile oberster Instanzen — des Reichsgerichtes, des Oberverwaltungsgerichtes und des Kompetenzgerichtshofes — in unlöslichem Konflikt gegenüber, von denen keins dem anderen an Rechtskraft Etwas nachgab. Zwar rieth man der Gemeinde, auf Grund des Artikels Siebenundsiebenzig der Reichsverfassung wegen „Justizverweigerung“ die Hilfe des Bundesrathes in Anspruch zu nehmen — der einzigen Centralbehörde, die dem Nachtwächter von Lichtenberg noch nicht näher getreten war —, allein selbst bäuerliche Prozeßfreude findet schließlich ihre Grenzen. Der Kampfesmuth der Lichtenberger ist erschöpft, man verharret in stumpfer Thatenlosigkeit und nur der Totengräber tut allnächtlich trostlose Lüne zum Mond hinauf und jingt dazu mit seiner schauerlichsten Grabesstimme:

„Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen:  
Die Glocke, die hat Zwölf geschlagen;  
Sorgt für das Feuer und das Licht —  
Wer für mich sorgt, weiß Keiner nicht!  
Tut, tut, tut!“

Jrgend Einer müßte es aber in einem Rechtsstaate doch wissen! Sollte unsere jetzt so unheimlich fruchtbare Gesetzgebung nicht auch für solche Konflikte Rath finden und dem verdunkelten Gemüth der Lichtenberger zeigen können, daß die deutsche Rechtsprechung noch über dem Nachtwächter steht?

Otto Reinhold.



## Was uns das Burenheer lehret.

Es wird jetzt viel geredet und geschrieben über die Vorzüge und Nachteile der Streitmacht der Buren und der Engländer. Ich möchte hier hervorheben, was die Buren und das Burenheer vor uns Deutschen und dem deutschen Heer voraus haben. Vor Allem: die opferreudige Vaterlandsliebe. Als der Präsident Krüger zu den Waffen rief, sind nicht nur alle wehrfähigen Männer, sondern auch zahlreiche wehrfähige Kinder und Greise herbeigeeilt, um ihr Vaterland gegen den Feind zu vertheidigen, der damals das Burenland noch nicht betreten hatte. Zahlreiche Farmen und Geschäfte werden nur von den zurückgebliebenen Frauen besorgt. Darin und in der Thatfache, daß viele Frauen und Jungfrauen bereit waren, im offenen Feld gegen den Feind zu kämpfen, zeigt sich eine Vaterlandsliebe, wie wir sie in Deutschland in diesem Umfang seit dem Befreiungskrieg nicht erlebt haben. Die Buren sind uns auch an religiösem Sinn überlegen. Bei ihnen fängt kein Tag ohne Gebet an. Unser Soldat trägt zwar im Felde ein Gebetbuch im Tornister, aber nach meinen Erfahrungen hat im letzten Feldzug nur ein kleiner Theil der Soldaten regelmäßig das Gebetbuch in die Hand genommen. Ob die nach englischem Vorbild bei uns neuerdings eingeführte, polizeilich geregelte Sonntagsheiligung geeignet ist, den religiösen Sinn des Volkes zu heben, möchte ich bezweifeln. Die Buren haben ferner die kriegerische Jugend- und Volkserziehung vor uns voraus. Bei uns ist, wenn ich von dem Erfaß der Jäger-Bataillone absehe, unter hundert Infanterie-Recruten noch nicht einer, der vor seiner Einstellung schon eine Büchse in der Hand gehabt hat; in den meisten Provinzen unter hundert Kavallerie-Recruten noch nicht einer, der reiten kann. Bei den Buren lernt jeder Knabe mit der Büchse umgehen und reiten. Bei uns kommen die Landwehrmannschaften, außer bei einer oder zwei kurzen Landwehrübungen, fast nie dazu, ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Schießvereine sind bei uns spärlich vorhanden; die paar vorhandenen haben zum Theil veraltete Waffen und zu kurze Schießstände. Ich möchte wünschen, daß bei uns wenigstens auf den Gymnasien und auf den Schulen, die das Einjährigen-Zeugniß ausstellen, eine Art militärischer Vorbildung der Jugend in der Weise stattände, daß die Schüler unter der Leitung ehemaliger Offiziere oder Unteroffiziere militärisches Turnen und Exerciren lernten, die Schüler der oberen Klassen mit Karabiner oder Gewehr, selbst wenn dafür einige Unterrichtsstunden in toten Sprachen ausfallen müßten. Die Einjährig-Freiwilligen würden dann bei der Truppe nicht so lange Zeit brauchen, um das Recrutenpensum zu erlernen; es würden nicht so viele Einjährige durch Ungeschicklichkeit in der Handhabung der Waffe und durch schlechtes Schießen auffallen. Man könnte die Ein-

jährigen dann früher und besser zu Vorgesetzten heranbilden; Tausende von ihnen sind ja berufen, später als Offiziere des Beurlaubtenstandes Führer und Instruktoren der Mannschaft zu werden. In größerem Umfange als bisher sollten sich bei uns Schießvereine bilden und man sollte ihnen Armeegewehre und Patronen, in den Garnisonstädten Sonnabend nachmittags oder Sonntag Militärschießstände zur Verfügung stellen. Leicht wären ehemalige Offiziere als Mitglieder der Vereine und zur Aufsicht bei den Schießübungen heranzuziehen; sie würden gern so ihrem Vaterland weiter dienen.

Die Buren haben ein besseres Gewehr als wir. Ihr neues Mausergewehr hat ein kleineres Kaliber als das deutsche Infanteriegewehr, ein leichteres Geschoss, eine größere Mündungsgeschwindigkeit, deshalb auch größere Rasanz und bessere Treffgenauigkeit; auch hat es eine bessere Visirung. Unser deutsches Infanteriegewehr Modell 1888, mit dem der allergrößte Theil der deutschen Infanterie bewaffnet ist, ist keineswegs mehr das beste moderne Infanteriegewehr; namentlich läßt seine Visireinrichtung zu wünschen übrig. Wie wenig glücklich sein Standvisir eingerichtet ist, wurde im Februar dieses Jahres im Militärwochenblatt ausführlich besprochen. Die Einrichtung des Visires für größere Entfernungen ist mangelhaft. Von ungeschickten oder steifen Fingern, wie sie zahlreiche Mannschaften des Beurlaubtenstandes immer, fast alle bei kaltem Wetter haben, ist der Schieber dieses Visires schwer genau einzustellen; auch ist die richtige Einstellung schwer zu kontrolliren und mit falsch eingestelltem Visir sind die Treffresultate natürlich gleich Null. Das neue deutsche Infanteriegewehr Modell 98, das jetzt eingeführt wird, bringt ja einen erheblichen Fortschritt. Ich bedaure nur, daß unsere Kriegsverwaltung — oder liegt es nur an der Finanzverwaltung? — sich nicht entschließen kann, die neue Gewehr in schnellerem Tempo anzufertigen und einzuführen. Der französische Kriegsminister erklärte neulich in der Deputirtenkammer, die französische Armee werde in wenigen Monaten mit dem besten modernen Gewehr ausgerüstet sein. Unser Kriegsminister kann Das leider von unserem Heer nicht sagen. Ich meine: auf ein paar Millionen kann es nicht ankommen, wenn es sich darum handelt, unserer Infanterie durch ein anerkannt besseres Gewehr für einen Krieg die Aussicht auf Erfolg zu sichern. Schon im letzten Krieg mußten Tausende von Toten und Verwundeten dafür büßen, daß wir durch die mangelhafte Umsicht Derer, die dafür zu sorgen hatten, und aus falsch angebrachter Sparsamkeit mit einem schlechteren Gewehr ins Feld zogen als unsere Gegner.

Das Burenheer hat eine den Bedürfnissen des Krieges mehr entsprechende Bekleidung und Ausrüstung als wir. Sieht es etwas Unkriegerischeres als den Anblick einer Parade des preussischen Gardecorps? Wallende Haarbüschel, in der Sonne blinkende stählerne Kürasse, eben solche oder mit blankem Blech beschlagene Kopfbedeckungen, weiße Hosen, Schellenbäume! Wenn

wir auch die Kürasse und Haarbüschel zu Hause lassen, sobald wir ins Feld ziehen, und die blanken Kopfbedeckungen im Felde unter einem Ueberzug verbergen, so führen wir doch auch ins Feld blanke, in der Sonne glitzernde Bekleidung und Ausrüstungsstücke genug mit, die nur dazu gemacht scheinen, uns dem Auge des Feindes vorzeitig zu verrathen, den feindlichen Schützen und Kanonieren das Zielen auf uns zu erleichtern und dadurch unsere Verluste an Menschenleben zu erhöhen. Zu diesen, hauptsächlich bei Kindern und Damen beliebten blanken Stücken gehören die mit Gold und Silber gestickten Kragen und Aufschläge, die Knöpfen, von denen über die Hälfte nicht einmal zum Knöpfen dient, sondern nur als Bier, die Koppelschlösser, die ganz überflüssig sind, die silbernen Feldbinden der Offiziere, die Stahlscheiden der Säbel. Daß die weißen und rothen Röcke der Kürassiere und einiger Husarenregimenter als kriegerische Bekleidung das Unzweckmäßigste und Gefährlichste sind, was man in dieser Beziehung erdenken könnte, ist klar; denn man sieht solche weiße oder rothe Truppe einige Kilometer weit. Auch die weißen Tornisterriemen zahlreicher Infanterieregimenter tragen dazu bei, die Mannschaften dem Feinde deutlicher kenntlich zu machen. Die Buren sind einfach gekleidet, in schlichten Farben ohne alles Blinkende, und werden deshalb von ihren Gegnern im Felde auf weitere Entfernung nicht gesehen. Sie haben auch leichte, praktische Kopfbedeckungen. Warum unsere Infanteristen einen schweren, mit Blech beschlagenen Helm tragen müssen, habe ich nie verstanden. Wenn gelegentlich im deutschen Heer Erkrankungen oder Todesfälle an Hitzschlag vorkommen, werden ausführliche Berichte gefordert und es stellt sich in der Regel heraus, daß alle vorgeschriebenen Maßregeln ergriffen wurden. Aber an die Hauptschuldigen, den Helm und den anschließenden Stehkragen — der allerdings bei großer Hitze geöffnet wird —, denkt Niemand. Wie ungesund und wie unnatürlich ist es für einen jungen Menschen, der bei Hitze mit schwerem Gepäc lange Märsche zurücklegen, der über Sturzader sprungweise vorgehen soll, eine steife Halsbinde und einen geschlossenen Stehkragen zu tragen, die den Blutkreislauf beeinträchtigen! Um wie viel gesünder ist die Bekleidung unserer Matrosen, die, obwohl sie häufig wechselnden Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, sich eines vortrefflichen Gesundheitszustandes erfreuen. Die Buren beladen sich auch nicht mit einem schweren Tornister und sind so beweglicher und marschfähiger als wir. Mit wie vielen überflüssigen Stücken, die zur Feldbrauchbarkeit nicht erforderlich sind, schleppt sich unser Infanterist im Felde: Koppelschloß, Säbeltrödel, Halsbinde, Zierrathknöpfe, Knopfgabel, Puzpulver, um die blanken Metalltheile parademäßig zu erhalten, Stiefelwische, Widsbürtel, Glanzbürtel! Wozu braucht der Feldsoldat gewichste Stiefel? Auch das Gesangbuch mit hundert Liedern könnte durch etliche ausgewählte Lieder ersetzt werden, die in das Soldbuch einzufügen wären.

Ich bin überzeugt, daß die Buren trotz ihrer Vaterlandsliebe, trotz ihren guten militärischen Eigenschaften, trotz ihrer vorbildlichen Feuersdisziplin in dem Kampf um ihre Unabhängigkeit schließlich doch unterliegen werden. Es fehlt ihnen für die getrennt stehenden Heerestheile eine Oberleitung mit einem Stabe von geschulten Generalstabsoffizieren; es fehlen ihnen geschulte Führer von Regimentern und größeren Verbänden; es fehlt ihnen die genügende Artillerie, zu Belagerungen das erforderliche Belagerungsgeschütz; es fehlt ihnen vor Allem der Geist der Offensive, ohne den ein entscheidender Sieg nicht zu erringen ist.

Grunewald.

B. H. von Puttkamer, Generalmajor a. D.



## Justizchronik.\*)

Auf dem Gendarm und dem Exekutor beruht schließlich die Autorität des Staates, hat Fürst Bismarck einmal gesagt. Und in der That: was nützen die schönsten Verordnungen und Urtheile, wenn die Energie bei ihrer Durchführung versagt? Der Gendarm fungirt, trotz oder wegen seiner etwas steif-schnauzbärtigen Strammheit, im Wesentlichen zufriedenstellend; am Exekutor wird herumexperimentirt. Bis zur Justizorganisation von 1879 ähnelte er in Altpreußen einigermaßen dem Stadtfolbaten oder Dorfpolizisten: als Unterbeamter geringster Bildung bezog er ein überaus lärgliches festes Gehalt und hatte weder Reigung noch Fähigkeit, die Künste böswilliger Schuldner zu bekämpfen. Ob seine Exekutionen erfolgreich waren, hatte nicht das mindeste Interesse für ihn; die Resultate waren auch danach. Keltene Berliner werden sich noch erinnern, daß man damals, nach endlich erstrittenem Urtheil, zunächst den „Exekutor des Revieres“ durch ein oder ein paar Thalerstücke munter machte. In voller Erkenntniß der Schwächen dieses Zustandes stellte man in ganz Preußen den Gerichtsvollzieher des neuen Rechtes sozial, dienstlich und pekuniär erheblich höher: die Gebühren seiner Amtshandlungen verdiente er im Wesentlichen für die eigene Tasche. Wie alle irdischen Einrichtungen, so hat auch diese ihr Drückendes; natürlich also, daß man sich jetzt in Preußen mal wieder auf die andere Seite legen, den Gerichtsvollzieher als richtigen kleinen Beamten wieder auf festes kleines Gehalt stellen und die Gebühren (mit geringen Ausnahmen) zur Staatskasse einziehen will. Gründe: „Die seit einundzwanzig Jahren fungirenden Gerichtsvollzieher ließen sich dienstlich und außerdienstlich Manches zu Schulden kommen“. Unerheblich, unbewiesen, jedenfalls durch gute Aufsicht abstellbar. Zweitens: „Auch abgesehen von eigentlichen Dienstwidrigkeiten gingen sie zu schneidig gegen die wirtschaftlich

\*) Unter diesem Titel sollen künftig hier von Praktikern und Theoretikern Erscheinungen, Vorgänge und Projekte aus dem Bereich des Rechtslebens besprochen werden.

Schwachen vor". Eine ganz unangebrachte Anwendung der Sozialpolitik! Sicher ist unser Mobiliarkredit und deshalb auch seine ultima ratio, die Mobiliarexekution, noch immer viel zu ausgedehnt; aber nicht durch Lage Anwendung des bestehenden Schuldrechtes ist zu helfen. Drittens: „Es kann nicht länger gebuldet werden, daß einzelne Gerichtsvollzieher mehr als ein Land-, ja, ein Oberlandesgerichtspräsident oder Vortragender Rath verdienen". In der That schrecklich; und vielleicht das psychologisch wirksamste Argument! Schlimm genug, daß mancher Advokat bis auf hunderttausend Mark jährlich kommt; er gehört wenigstens zu den akademisch gebildeten Brahmanen. Aber daß ein Subalternbeamter — wenn auch von besonderer Befähigung und durch aufreibende, abstoßende, manchmal gefährliche Arbeit — vereinzelte Markschaffstübe mit jährlich fünfzehntausend Mark erreichen kann: Das ist gegen alle Kleiderordnung! Als ob die klugen Männer der siebziger Jahre die jetzt nagelneu entdeckten Schäden des eigenen Gehälrensbezuges und der Konkurrenz nicht vorausgesehen hätten! Die Frage ist nur, ob die Nachteile des früheren Zustandes nicht überwiegen. Ob es bei diesem möglich ist, gebildete Beamte zu gewinnen, die den sauglalt ent schlüpfenden, mit Schiebungen, Wohnungswechsel, fingirten Anmel dungen operirenden Schuldner und seine Helfershelfer besiegen, inmitten von Finten, Schwindel, Drohungen, Grobheiten, Jammer und Wehklagen pfinden wollen und können. Ist Das nur bei eigenem Gehälrensbezug, mit Aussicht auf große Praxis im Fall der Bewährung, möglich, — dann muß es eben bei der jetzigen Sonderstellung dieser Beamtenklasse bleiben.

Biel zu spät hat sich wieder einmal gegen die geplante Aenderung der Anwalt stand in Bewegung gesetzt. Merkwürdig, daß er trotz vorhandener Organisation, trotz so vielen in seinen Reihen brachliegenden Kräften, so häufig zu spät kommt und in den Parlamenten vielfach so minderwerthig vertreten ist. Welche Erfahrungen machen die Anwälte jetzt mit der Zulassung und dem Ausbau der „Prozeßagentur", einer Anwaltschaft zweiter Klasse! Als vor zwei Jahren die gesetzliche Grundlage hierfür gelegt werden sollte, zeigten sich die Rechtsanwälte theils völlig blind gegen die ihnen drohende Gefahr, theils verließen sie sich auf beruhigende Erklärungen des Staatssekretärs, deren Wirkungslosigkeit speziell für Preußen jeder Kenner voraus sah. Jetzt ist es schon so weit, daß in Städten mit zahlreicher Rechtsanwaltschaft die Justizverwaltung daneben „Prozeßagenten" zuläßt. Und nach Mittheilungen der letzten Tage setzt eine allgemeine, gefährliche, mindestens sehr unbequeme Agitation ein, um diese Zulassung ausnahmslos überall durchzudrücken. Unter den Prozeß agenten findet man sicherlich nicht nur Leute à la Hippus aus „Soll und Haben", sondern auch ehrenwerthe; übrigens sollen manche Anwälte von ihrem Treiben eine allgemeine Vermehrung der Streitigkeiten, daher auch der eigenen Praxis, erwarten. Aber daß diese ganze Prozeßagentur, als Institution und als Organisation, einen klaffenden Riß in unsere Justizeinrichtungen bringt, wäre leicht zu beweisen.

Jedenfalls vermindert schon die Möglichkeit, von der Verwaltung einen „Pro zeßagenten" als Konkurrenten zu erhalten, die Unabhängigkeit des Rechtsanwaltes. Ohnehin ist diese praktisch-erfahrungsmäßig in Preußen nicht so groß wie theoretisch- gesetzlich. Der freie Rechtsanwalt will Notar werden, zu rechter Zeit den Justizrath- Titel und den Orden haben. Freilich will selbst der Reichsgerichtsrath bei der zweiten Klasse des Rothens Adlerordens nicht übergangen werden. „Wer nicht innerlich un abhängig ist, wird es auch nicht durch gesetzliche Kautelen". Aber der schlaue Wind-

horst, der selbst als Justizminister lange im Glaskause gefessen hatte, wollte doch Orden und Titel von der Justiz völlig fern halten.



Für Organisation- und Verwaltungsfragen fehlt es den Juristen, so viel sonst Juristisches gedruckt wird, leider an geeigneter Vertretung in der Presse. Das ist zum Theil auch die Ursache des häufig verspäteten, wenig geschlossenen Vorgehens der Rechtsanwälte, deren eigentliches Presheorgan auf ihrem letzten Kongress überaus abfällig kritisiert wurde. Wie übel steht es auch, trotz manchen Verbesserungen der letzten Jahre, noch immer mit der Berichterstattung der Presse aus Gerichtsverhandlungen! In England werden die wichtigeren law-reports für die Times und andere große Zeitungen von barristers verfaßt. Das kommt bei uns nur ganz vereinzelt einmal vor. Der Stil unserer Juristen läßt viel zu wünschen übrig; seit Mittelstaedts Tode ist kaum einer zu nennen, den man mit ästhetischem Genuß lesen kann. Von Staub, dem Redakteur der Juristen-Zeitung, einer handelsrechtlichen Autorität, einem sehr gelehrten und scharfsinnigen Mann, las ich kürzlich folgenden Satz: „Jenes ungünstige Bild von der Sache (im Kopfe des Untersuchungsrichters) ist die schwarze Brille, durch die er sieht und durch die ihm die Sachlage in dunklen Farben entgegentritt“. Das Bild von der Sache gleicht einer Brille, durch die man die Sache sieht! Weiter mit grammatischen Schnitzern: „In Folge Dessen werden die gemachten Aussagen oft in Nebenumdrehungen protokolliert, die mit der Aussage des Zeugen inhaltlich übereinstimmen, ihnen (?) aber ein belastenderes Kolorit geben, als der Zeuge selbst es ihnen (?) geben wollte“. Preisfrage: wenn ein tüchtiger Jurist in einer Halbmonatsschrift so entgleist, wie mild muß man laienhafte Tages- oder Wochenschriftsteller beurtheilen, die mal einen zu starken Ausdruck brauchen?



In einem kürzlich zu Stettin verhandelten Prozeß erklärte der Vorsitzende, er werde als Ungelehrter die Behauptung ahnden, daß die Behörden gegen einen der vornehmsten Männer der Provinz, Träger eines der stolzeften Namen Preußens, weniger bereit seien, strafrechtlich einzuschreiten als gegen einen beliebigen Sterblichen niederen Standes. Trotz diesem Schweigebefehl werden Viele denken: es ist aber doch so, nicht nur in Preußen, sondern überall. Und Manche werden sogar denken: Sehr natürlich und gar kein Unglück, daß es so ist.



Aus den letzten Tageszeitungen: Ein herumlungerner, vorbestrafter Komdy, der ohne jede Provokation mit dem Messer stach, erhielt zwei Monate Gefängniß. Ein unbescholtener, schwer arbeitender Journalist, der auf Grund der ihm zugetragenen Mittheilungen von Augenzeugen in unbestrittener bona fides eine Expedition des Herrn Scherl unrichtig beschuldigte, erhielt vier Monate.



Ein zeitgemäßes Citat. Am ersten April 1870 sagte Bismarck: „Die Prügelstrafe steht im Widerspruch mit unserer Gefittung“.



## Selbstanzeigen.

**Lebenswogen — Regenbogen.** Ein Nachlaß von Karl Esmarch. Edited von B. Esmarch. Liebhaber-Ausstattung mit Portrait. Preis 4,50 Mark. Berlin N.W., Melancthonstraße 18.

Tief in der Felschlucht branden die Wasser des tosenden Staubbachs,  
 Drüber in ruhiger Pracht leuchtet des Bogens Arcus.  
 Also beglänze den Drang und wirren Taumel des Lebens,  
 Schillernd im gleitenden Reim, Wiß und Satire und Scherz.

Diese Widmung soll den langen Titel erklären. Der Verfasser war als Dichter für das Publikum lange vor seinem Tod bereits gestorben. Er wollte es so. Schopenhauerischer Geist athmet in seinen Epigrammen; aber eine Preis heiterer Weltbejahung steht über dem Strudel. Der Sohn giebt nun eine beschränkte Auflage als ein spätes Denkmal heraus.

B. Esmarch.



**Madame Amethyst, Sittenbild aus dem „highest life“.** Verlag der „Freien Bücher“, Johannes Cotta, Berlin.

Im siebenten Jahrgang der „Zukunft“ berichtete ich unter dem Titel „Schriftstellerleiden“ über den moralischen Druck, den die Zeitung- und Zeitschriften-Berleger auf den deutschen Romanschriftsteller üben. Ich erzählte, daß der Romanschriftsteller gezwungen ist, will er für seine Werke Aufnahme in die gut honorirenden Zeitschriften und Zeitungen finden, sich ganz bestimmten Anforderungen zu unterwerfen, die ihn zum Handwerker degradiren. Um mich und Andere von diesem Zwang zu befreien, begründete ich die Unterhaltungsbibliothek „Freie Bücher“. In dem Vorwort sage ich: „Kein Wunder, daß so der Durchschnitt der deutschen Romanliteratur von Jahr zu Jahr auf ein niedrigeres Niveau sinkt. Die dichterische Erörterung der ersten, großen Probleme der Zeit ist dem deutschen Romanschriftsteller versagt. Er darf nur tändeln und mit Nichtigkeiten und verlogenen Gefühlen seine Leser unterhalten. Er muß fein auf der Oberfläche bleiben; den Dingen und den Charakteren auf den Grund zu gehen, ist ihm streng verboten. Die Erotik in seinen Romanen ist eine konventionelle, bodenschwämmige. Die ganze sexuelle Seite der Beziehungen zwischen Mann und Weib, die im Leben eine so große Rolle spielt, muß er ignoriren. Ernste Männer und Frauen haben sich deshalb bei uns nachgerade entwohnt, Belletristik überhaupt zu lesen. Und wenn sie der epischen Literatur dennoch ihr Interesse bewahrt haben, so gilt es fast ausschließlich den Werken ausländischer Autoren, vornehmlich der Franzosen und Skandinaven. Darum grassirt zum Schaden unserer einheimischen Literatur das Uebersetzungswesen nirgends so unmäßig wie bei uns. Neben dem wenigen Weizen wird natürlich sehr viel Spreu eingeführt.“

Die „Freien Bücher“ stellen sich, ähnlich wie einst meine Naturalistische Unterhaltungsbibliothek, die Aufgabe, das Interesse an unserer erzählenden Literatur auch bei reifen Männern und Frauen neu zu beleben.\*

Charlottenburg.

Arthur Happ.



**Göttinger Muses-Almanach für 1900.** Herausgegeben von göttinger Studenten. Redaktion: Levin Ludwig Schücking. Brochirt, mit einer Titelf-zeichnung von Runo Grafen Hardenberg. Göttingen, Forstmann. 2 Mark.

Der Boden, auf dem Vürger einst erwuchs, trägt noch heute grüne Saaten. Vielleicht ist hier und da zu früh geschnitten worden, aber dafür sind wir jung und lachen über die höhlängige Großstadtpoesie, die aus der Kunst eine Krankheit und ihrer Krankheit eine Kunst machen möchte. Wer eine Stunde in unserer Mitt: sein und unser Lachen und Jauchzen theilen will, wers uns glaubt, daß wir die richtige Form für unsere junge Liebe und unser junges Leiden finden können, Der nehme unseren Almanach zur Hand. Was wir wollen und zu erfüllen versuchen, wird man aus unseren Gaben erkennen, von denen wir eine hier als Probe mittheilen, das vom Redakteur des Almanaches gedichtete Lied:

#### In die Welt.

Ich weiß nicht, denkst Du noch daran?

— Es liegt so viel dazwischen —

Den Feldweg gingen wir hinan,

Den stillen, träumerischen,

Die Schwalbe suchte suchst ihr Haus,

Die Nacht flog und die Federmaus

Ganz heimlich aus den Büschen.

Bisweilen auf dem Schienenstrang

Blüt fernhin durch die Nacht entlang

Ein Zug mit hellen Wagen.

Dann strecktest Du die Arme aus:

Ah, wenn er in die Welt hinaus,

Die weite Welt könnt' tragen!

Run trug der Wind mich lang gen Süd

Und Dich trug er gen Norden.

Ich bin schon längst der Fremde müd'

Und Du wohl auch geworden.

Wenn jetzt der Zug vorüberrollt

In Nacht: hinein, — weiß Gott, ich wollt',

Nach Haus könnt' er mich tragen,

Zu jenem Pfad im stillen Land —

Wir gingen wieder Hand in Hand

Wie in den Sommertagen.

Göttingen.

Levin Ludwig Schücking.



**Fahle Blätter.** Dresden, Piersons Verlag. 2 Mark.

Die erste, sehr realistische Skizze sollten schwachnervige Leser gar nicht oder als letzte lesen; sie spielt in wünschener Studentenkreisen, deren Treiben schon eine Beleuchtung verdient. Fröhe Freunde der Lex Heinze mögen sich der Worte Pears (IV, 6) über den Iltis erinnern. Der Friedhof der Namenlosen bei Wien wurde in Deutschland bisher wenig beachtet; und doch belohnt ein Pilgergang zu seiner macabren Poesie die Mühe des Wanderns.

Justinus Menura.

**Giordano Bruno, seine Weltanschauung und Lebensauffassung.** Berlin, Verlag von Emil Felber. 8<sup>o</sup>. 141 Seiten.

Am siebzehnten Februar 1600 wurde Giordano Bruno, wie das Urtheil der Inquisition es verlangte, in Rom verbrannt. Der Erinnerung an die dreihundertste Wiederkehr dieses Tages ist meine Schrift gewidmet. Sie ist keine Tendenzschrift. Sie strebt nur danach, von der Denkerpersönlichkeit Brunos, in der sich die mannichfachen modernen und mittelalterlichen Motive durchkreuzen, ein Bild zu geben. Zuerst werden Brunos Gedanken von Gott und Welt dargestellt. Die Erde ist nicht der Mittelpunkt der Welt und das Ziel der Menschheit nicht das letzte Ziel der Weltkämpfung. Die Erde ist nur ein Stern unter den unzähligen; und wie sie, so sind auch die übrigen Gestirne von besetzten Wesen bewohnt. Das ganze unermessliche Universum aber ist erfüllt und belebt vom Geist Gottes, denn Gott wohnt im Innersten aller Wesen. Sein Wirken strahlt durch die Dinge hindurch und schafft die Schönheit, die ewige Harmonie des Weltalls. Dem Menschen aber fällt die Aufgabe zu, die göttlichen Ideen, die das All gestalten und beleben, zu erkennen, die Gottheit selbst, die unerkennbare, von fern zu schauen. Erbauung an dem Göttlichen in der Welt ist das Höchste, zu dem sich der Mensch erheben kann. Damit ist die Weltanschauung Brunos umrissen. Dann wird der ruhlose Lebenslauf geschildert, der dem Träger dieser Gedanken beschieden war, bis ein Verräther ihn der Inquisition in die Hand lieferte. Endlich wird sein Prozeß und Tod erzählt. Zugleich gewinnen wir ein Bild seiner Persönlichkeit. Seine weitrohe, aller menschlichen Usthe abholde Gemüthsart, sein freier Geist, der sich gegen jede Fesselung durch die Dogmen der Kirche sträubt, sein verwegener Hohn gegen Mächtigkeit und Kirchenlehre, seine tiefe Gottessehnsucht kommen zur Darstellung. Zugleich wird der Zusammenhang all dieser Züge mit den Hauptgedanken seiner Philosophie dargelegt.

Dr. Gustav Louis.



## Die Weisheit Johannis.

Die Leiter der Finanzen im Reich und in Preußen sind wieder einmal zu spät aufgestanden. Das beschämende Beispiel, das wir im vorigen Jahre bei der Ausgabe der großen Zweihundertmillionenleihe erlebt haben, wiederholt sich. Wochen lang haben das Reich und Preußen die öffentliche Meinung durch Ankündigung eines außergewöhnlichen Mehrbedarfes an Geldmitteln in Aufregung gehalten, angeblich, um den Markt auf umfangreiche Entziehungen von Baarbeträgen vorzubereiten. Jetzt wird plötzlich durch die offiziöse Erklärung etwas abgewegelt, daß es vielleicht möglich sein werde, bis zum Herbst oder gar bis zum nächsten Jahre mit der Deckung des neuen Geldbedarfes zu warten. Niemand traut dieser Botschaft recht, da jede Begründung fehlt. Und übrigens ist der Herbst die am Wenigsten für die Geldbeschaffung geeignete Jahreszeit; dann sind alle Taschen geleert. Das Kapitalistenpublikum, und zwar gerade der solide Sparer, der seine Habe in Staatspapieren angelegt hat, wird im höchsten Grade beunruhigt und systematisch darauf trainirt, zu glauben, die in seinen Händen befindlichen Renten notirten zu hoch und müßten deshalb im Kurs heruntergesetzt werden; sei doch auch für die neuen Anleihen ein mäßigerer Kurs in Aussicht genommen. Von Tag zu Tag werden ganze Posten von Staatspapieren herausgeworfen; eine wachsende Anzahl von vorsichtigen Hausvätern — abgesehen von Solchen, die zu verkaufen genöthigt sind — tauscht sie gegen andere Werthe um, deren Preisbewegung weniger unstet ist; der Kurssturz der Staatsanleihen nimmt immer bedeutlichere Dimensionen an, ein Ende ist noch nicht abzusehen —: und die Herren Finanzminister lachen sich ins Häuschen; denn stehen ihre Anleihen niedrig, so kann ihnen Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn sie auch für die neu auszugebenden Papiere einen billigen Preis festsetzen. Ja, wenn es darauf ankäme, mit dem Staatskredit zu prahlen: wie gern wiesen dann die selben Herren auf einen recht hohen Kursstand der Staatsanleihen hin! Aber jetzt herrscht offenbar nur ein Bestreben: mit den knappsten Mitteln den fiskalischen Geldbedarf zu decken. Und auf Noblesse wird nicht weiter gesehen. Hat dann erst die neue Anleihe Zeichner gefunden, so regulirt sich der Börsenwerth der alten Anleihen automatisch: er paßt sich der Neuemission an und die alten Besitzer sind geprellt.

Auf diese Weise haben die Inhaber unserer Rentenpapiere an ihrem Besitze, den sie gewöhnlich nur erworben haben, um unbekümmert schlafen zu können, keine Freude, ja keine ruhige Stunde mehr; und das Alles ist um so sinnloser, als es den neuen Anleihen nicht einmal nützt. Der Reichsschatzsekretär und der preussische Finanzgewaltige haben eben keine glückliche Hand. Nachdem Börsen und Publikum mit allen Mitteln für die Aufnahme einer neuen großen Anleihe bearbeitet sind, wird der rechte Augenblick verpaßt, um das fertig gestellte Danaergeschenk nach Troja zu bringen. Da wird mit der Ausgabe der neuen Papiere gezögert und gezögert, — und schließlich findet sich ein schauer Bundesstaat, der sich die Situation zu Nutzen macht. Im vorigen Jahre war es Sachsen, dem der große Wurf gelang, und heute darf Bayern das selbe Stücklein wagen. Bayern erntet, wo Andere gesät haben, und giebt, bevor noch das Deutsche Reich und Preußen in die Taschen der Sparer langen, eine dreiundeinhalbprozentige Anleihe zur Bestreitung von Eisenbahn-

bauten und Beschaffung von Fahrmaterial im Betrage von zweiundvierzig Millionen Mark aus. Während das Reich und Preußen sich trotz dem vorjährigen Fiasko an den dreiprozentigen Typus klammern, versteht die bayerische Regierung besser, die Zeichen der Zeit zu deuten. Einst war sie es, die mit der Konvertirung ihrer vierprozentigen Anleihen voranging und dreiprozentige Titres ausgab; jetzt kehrt sie zu dreiundeinhalb Prozent zurück. Noch vor kaum einem Jahre wurden bayerische Staatspapiere dieses Typus zu 99,20 Prozent, heute werden sie zu 93,50 Prozent aufgelegt. Als die Börse davon erfuhr, fielen Reichsanleihen und preußische Konsols an einem Tage um sechzig bis siebenzig Pfennige. Und dieser Verlust ist lediglich durch das verhängnisvolle Zaubern der verantwortlichen Organe verschuldet. Wenn man jetzt — es mögen bis dahin, da die offiziellen Dementirungsversuche eben nicht ernst genommen werden, noch einige Wochen verstreichen — dem rührigeren Bundesstaate nachhinkt, sind keine Mittel mehr frei, wie eifrig sich auch private Bankinstitute zu Liebesdiensten drängen mögen. Diese absolute Greifenhaftigkeit, ja, Hilflosigkeit bei der Befriedigung finanzieller Bedürfnisse wäre komisch, wenn sie nicht doch auch ihre sehr ernste Seite hätte. Allmählich wird der Kurs für die neuen Werthe so niedrig, daß sogar ein Anreiz gegeben ist, den alten Besitz an Rentenpapieren jeder Art zu Gunsten der neuen Anleihen aufzugeben. Und Das ist die Art des Staates, dem redlichen Mann zu unterstützen, der, der Spekulation abhold, sich der Früchte seiner Arbeit in Ruhe erfreuen will. Wahrlich eine mehr als sonderbare Staatsmoral! Seitdem das Bürgerliche Gesetzbuch die Kategorie der Vermögen, die „nach Art der Mündelgelder“ angelegt werden müssen, erheblich ausgedehnt hat, ohne daß die preußische Gesetzgebung den Kreis der als mündelsicher anzusehenden Papiere entsprechend erweitert hätte, werden Wittwen und Waisen, Stiftungen, Kirchen, Schulen und Gemeinden, die Anstalten für Alters- und Invalidität-Versicherung und sonstige gemeinnützige Institute im Interesse einer fiskalischen Finanzwirtschaft rücksichtslos geschädigt. Und ist es wohl ein würdiges Schauspiel, daß die Bundesstaaten, die seit dreißig Jahren zu einem Reiche zusammengeschweißt sind und bei jeder passenden Gelegenheit in den rührendsten Versicherungen der gegenseitigen Treue und der Treue zum Reiche schwelgen, einander in der Schädigung der Reichsangehörigen als Staatsgläubiger zu übertrumpfen suchen? Gewiß: die gesteigerte Produktion, die allgemeine Erhöhung der Bedürfnisse, die Preissteigerung der Materialien und die Verbesserung der Löhne zwingen alle, auch die reichsten Staaten, Anleihen aufzunehmen; darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit. Das bedingt aber noch nicht, bei einem bereits an sich den Verhältnissen des Geldmarktes unangemessenen Zinsfuß auch noch einen so niedrigen Preis für die Anleihen zu schaffen, daß dadurch eine vollständige Devoute der Rentenpapiere, die das Palladium jeder Börse sein sollten, eintreten muß. Obgleich wir uns noch im ersten Viertel des Jahres befinden, haben wir bereits Geldsäge zu verzeichnen, die unerhört sind und — zumal angesichts der Zanspruchnahme des englischen Geldmarktes durch den Krieg — für den Herbst und das Ende des Jahres, wenn die ausländischen Rimeffen fällig sein werden, die schwersten Besorgnisse wecken müssen. Die Bewegung des Bankfasses und des Privatbankontes während der ersten beiden Monate der letzten zehn Jahre beweist deutlich, wie abnorm die gegenwärtige Lage ist.

	Es betrug der Bankfuß		der Privatdiskont	
	im Januar:	Februar:	Januar:	Februar:
	Prozent.	Prozent.	Prozent.	Prozent.
1891	4,47	3,24	3,10	2,63
1892	3,43	3,	1,86	1,56
1893	3,50	3,	1,77	1,30
1894	4,26	3,12	2,73	1,67
1895	3,	3,	1,89	1,25
1896	4,	3,36	2,90	2,28
1897	4,50	3,92	3,27	2,58
1898	4,64	3,56	3,18	2,59
1899	5,54	4,84	4,34	3,78
1900	6,27	5,50	4,46	4,22

Der März überraschte die Welt gar durch einen Privatdiskont in der Höhe von fünfundeinviertel Prozent, für tägliches Geld einen Satz bis zu sechs Prozent. Es besteht nicht die mindeste Aussicht, daß der Bankfuß von fünfundeinhalb Prozent bald ermäßigt werde; denn obgleich die Reichsbank von Goldentnahmen für das Ausland verschont blieb, hat in den ersten Märztagen die erwünschte Besserung ihres Status nicht stattgefunden. Wenn sich der Metallbestand in einer Woche um etwas mehr als eine Drittelmillion Mark hob, so ist Das doch nur eine Lappalie. Im entsprechenden Zeitpunkt des Vorjahres, das für die Reichsbank gewiß nicht gerade als glänzend zu bezeichnen ist, waren die Anlagen um mehr als hundert Millionen niedriger, der Baarvorrath um fünfundsünfzig Millionen und die steuerfreie Notenreserve um vierzig Millionen Mark größer. Das läßt auf einen bösen Quartalswechsel schließen. Vom Ausland ist keine Hilfe zu erwarten, denn vor Allem sind die Ausweise der Bank von England ungünstig. Die Totalreserve, der Baarvorrath und die Notenreserve vermindern sich, während das Portefeuille in einer Woche um einundeindrittel Millionen Pfund angeschwollen ist. Das Prozentverhältniß der Reserve zu den Passiven ist dabei von 43<sup>3</sup>/<sub>8</sub> auf 42<sup>1</sup>/<sub>4</sub> gesunken. England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und die kleinen Donaufstaaten stehen vor der Nothwendigkeit, hohe Anleihen aufzunehmen; aber sie rechnen mit der Belastung des Volkes durch die Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse. Deutschland und Preußen allein verkennen geschehenlich die Zeichen der Zeit.

Es gäbe wohl einen Weg, innerhalb des schwarz weiß rothen Machtgebietes in der Begebung der Staatsanleihen Einigkeit zu erzielen; aber dazu müßte eben der Antagonismus zwischen den einzelnen Bundesregierungen aufhören, ein interessanter Charakterzug des gereinigten Deutschlands zu sein. Die Finanzminister der deutschen Staaten müßten vor Begebung neuer Anleihen mit einander Fühlung nehmen und sich über den Typus für das laufende Jahr verständigen; von der Finanzkraft und Kreditwürdigkeit des einzelnen Staates würde dann der Kurs für die verschiedenen Anleihen abhängen. Die Konkurrenz würde einen gesunden Ausgleich herbeiführen und den Kapitalisten eine verständige Wahl zwischen den verschiedenen Papieren lassen. Dem unwürdigen Zustande aber, daß ein Bundesstaat dem anderen die Kunden wegknappt und daß der alte Besitz an Renten systematisch entwertet wird, wäre ein Ende bereitet.



## Notizbuch.

Der Reichstag hat den Entwurf eines Fleischbeschaugesetzes, den die Verbündeten Regierungen ihm vorgelegt haben, wesentlich verändert. Darob ist im Lande großer Ärger entstanden. Die Agrarier fordern, das deutsche Fleisch solle künftig nicht mehr schlechter behandelt werden als das amerikanische; sie wollen sich die lästige Konkurrenz des billig produzierenden transatlantischen Großbetriebes vom Halse halten und thun deshalb, als seien durch Büchsenfleisch und Pankeeschinken schon ganze Dörfer und Städte vergiftet worden. Das ist ihr Nothwehrrecht; und sie können sich auf ein feierliches Versprechen des sehr sachverständigen Reichskanzlers berufen, der hoffentlich nicht seinen lieben Sohn Alexander zum Erzieher im Worthalten wählt. Die Industriellen, Rheber und Händler sagen, ein auf dem Weltmarkt nach Kunden auslugender Industriestaat brauche billige Lebensmittel; auch würden die Amerikaner die Fleischsperrre unbarmherzig rücken und dem deutschen Handel empfindlichen Schaden zufügen. Das ist nicht minder richtig. Beide Parteien sind, wie sich in einem guten Drama gehört, subjektiv im Recht. Und die Verbündeten Regierungen? Erst schwiegen sie eine Weile und ließen sich als furchtsam höhnen. Dann trat ihr bester Mann, Graf Pobjedowsky, vor die Gewählten des Volkes, sprach gute Worte nach rechts und gute nach links, tröstete, ermunterte und beschwor, pries die Taktik des Fabius Cunctator und bat die Agrarier, sich gütigst doch mit ihren Hauptwünschen bis zum Abschluß der neuen Handelsverträge zu gebulden. Die Parteigenossen lockten und johlten ihn gröblich aus und er setzte sich mit verstorrtter Miene auf seinen Leidensstuhl. Dann flüsterte der Kanzler noch ein unbeträchtliches Säzchen; auch er wurde von den Konservativen ausgelacht. So steht die Sache, während ich diese Zeilen schreibe. Wie sie enden und ob die Handelskammern oder die bössischen Landwirthe die „entscheidende Stelle“ für sich gewinnen werden? Einerlei. Der Fall wird nicht vereinzelt bleiben. Quintus Fabius Maximus Cunctator konnte die offene Feldschlacht gegen Hannibals Heer vermeiden und den Feind durch Ausschneiden der Zufuhr und durch kleine Scharmügel schädigen. Daß diese Taktik heutzutage nicht mehr wirksam ist, lehrt der Burenkrieg. Daß sie auch im Jahre 217 vor Christus dem Volk nicht gefiel, lehrt das Schicksal des Rauberers, dem sein Magister Equitum vorgezogen wurde. In Schulbüchern liest man freilich, die Cunctatortaktik hätte die Niederlage bei Cannae vermieden; aber solche Behauptungen sind einigermaßen schwer nachzuprüfen. Im Grunde liegen die Dinge jetzt sehr einfach. Wenn die Landwirthe durch die Bewilligung der Schlachtschiffe die geplante imperialistische Politik ermdöglichen, dann müssen sie sich auch sagen, daß es für sie Matthäi am Lehten ist. Keine Fleischsperrre kann ihnen dann helfen; und auf ihren Grabstein soll man, frei nach Schiller, schreiben: „Man sagt, sie wollten sterben.“ Imperialismus läßt sich mit Agrarhochschwuh nicht vereinen. Auch die Regirenden sollten sich nicht verhehlen, daß die Geschichte nachgerade langweilig wird und daß es sich empfiehlt, endlich einmal den Agrariern offen zu sagen, was jeder klar Denkende längst weiß: „Wir können höchstens noch versuchen, den Uebergangschmerz zu mildern. Weiter können wir für Euch nichts mehr thun. Auch nicht bei den neuen Handelsverträgen. Denn entweder hat ein Staat, der unsere Erhöhung der landwirthschaftlichen Bölle nicht mit Repressolien vergilt, kein Interesse mehr am Import von Feldfrüchten und Fleisch. Dann nützt Euch die Sperrre nicht einen Deut. Oder er hat ein solches In-

teresse und straft uns mit einem prohibitiv wirkenden Tarif: dann haben wir eine Industriekatastrophe und können uns an dem Bewußtsein der samojen Vergeßung rächen. Das Deutsche Reich, lieben Kinder, hat es, dank unserer glorreichen Nationalökonomie, so herrlich weit gebracht, daß es wirtschaftlich zusammenklappen muß wie ein leerer Ballon, sobald das Ausland ihm nichts mehr abkaufen will. Und damit die Kunden unserer Fabriken bei guter Laune bleiben, muß ihnen gestattet werden, ihre Rohprodukte billig nach Deutschland zu liefern.“ Die Taktik, diese unbestreitbare Wahrheit zu vertuschen, bis die Marine im Hafen ist, sollte man lieber nicht von dem alten Fabier herleiten. Er würde sich, wenn er noch lebte, entschieden verbitten und den Grafen Posadowsky fragen, ob es heute denn Sitte sei, Vandsleute wie Feinde zu behandeln, denen man mit Diplomatenkunststücken auf den Leib rückt, statt offen und ehlich zu sagen, was die Bloade geschlagen hat.

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Was ist doch die hohe Politik! für ein trauriges Handwerk! Mag sie barbarische Schlägereien nicht verhüten können oder nicht verhüten wollen —: was sie thut und was sie unterläßt, bleibt gleich widerwärtig. Alle Völker haben Partei genommen für die Buren; aber was haben die heutigen Völker mit der hohen Politik zu schaffen? Sie sind unbehilfliche Riesen, die für sich allein nicht eine Pflinte loszubrüden vermögen; ihre Kraft haben sie der Staatsmaschine übergeben und nur der eine Mann oder das eine Konsortium verfügt darüber, der oder das die Kurbel der Maschine in der Hand hat. Und diese Männer und Konsortien nun sehen gleichmüthig zu, wie ein großes Germanenvolk ein kleines Germanenvolk zermalmt; ein ganz naheverwandtes, denn die Engländer und die Holländer sind ja beide dem niederdeutschen Stamme entsprossen. Wenn man nicht längst wüßte, daß heute alle Ideale nur zu grob materiellen Zwecken gemißbraucht werden, so wüßte man namentlich die olympische Ruhe des berliner Kabinetes unbegreiflich finden. Mit Polizei, Strafprozessen, religiöser Versimpelung der Schullehrerseminare und Kirchenbauten sucht unsere Regierung den Unglauben auszurotten und dem protestantischen Theil des Volkes den verlorenen Glauben wieder einzupflanzen. Die Buren sind keine Heiligen im jarteren Sinn eines Franz von Assisi; aber Heilige im Sinn von Calvin, John Knox und Cromwell und im Sinn der Dordrechter Synode sind sie; kein Ungläubiger weilt unter ihnen, von den Zweifeln, die aus moderner Wissenschaft entspringen, sind sie so wenig angekränkt wie von der Blasse moderner Ueberkultur und es ist nicht zum Wenigsten dieser ihr ungebrochener Glaube, um dessen willen sie ihr Staatswesen von fremden Elementen rein erhalten wissen möchten. Was wird von dieser Arche altprotestantischer Gläubigkeit übrig bleiben, nachdem Transvaal ein internationaler Tummelplatz aller europäischen und amerikanischen Glücksritter geworden sein wird? . . . Nicht weniger als der Glaube der Buren entspricht ihre geschlechtliche Sittlichkeit dem vorgeblichen Ideal unserer Regierung. Dank solchen geographischen und sozialen Verhältnissen, wie sie in Europa höchstens noch in ein paar kleinen Schweizerkantonen und im nördlichen Norwegen zu finden sind, und dank dem Umstande, daß sie ein echt germanischer physischer Stiel von der Vermischung mit ihrem schwarzen Gefinde abhält, erfreuen sie sich einer Reinheit des Familienlebens, wie sie in den verwickelten Verhältnissen einer dicht gedrängten, aus den verschiedenartigsten sozialen und beruflichen Bestandtheilen gemischten Bevölkerung nirgends vorkommt

und nirgends möglich ist. Nirbachs Sittlichkeitspione aber würden dort auch in den verborgensten Winkeln keine Beute aufführen, denn die Buren haben überhaupt keine Wälder. Und diesen Idealstaat läßt man zerbrechen, um an seiner Stelle ein Zingeltangel errichten zu lassen, das, wenn die Goldfelder halten, was sie versprechen, vom Witwatersrand bis zum Cap reichen wird! Der Punkt jedoch, wo die Tragik in die allerhöchste Komik umschlägt, ist das eigentlich Politische an dieser Politik. Die letzten fünf Jahre hindurch haben unsere Patrioten, die sich mit dem Kaiser eins wußten, unaufhörlich zwei Sätze verkündet: erstens, daß die Welt dem Starren gehört und daß der Deutsche dieser Starre ist; zweitens, daß England — und England allein — unseren Weltoberungsplänen im Wege steht und daß wir zu seiner Niederwerfung eine große Flotte brauchen. Wie weit die beiden Sätze wahr oder falsch sind, soll hier nicht geprüft werden; sie machen die Politik Derer aus, die behaupten, sie trieben die Politik des Kaisers. Und nun geräth ‚das perfide Albion‘ in die größte Verlegenheit, in die ärgste Klemme. Es schickt alle regulären und irregulären Truppen, die es aufbringen kann, nach Afrika und erleidet dort Niederlage auf Niederlage, während das Mutterland von Verteidigungsmitteln ganz entblößt bleibt. Und die Vertreter der eben gezeichneten Politik rühren nicht einen Finger, um sich diese Lage ihres Erzfeindes nutzbar zu machen! Hier ist nur einer von folgenden drei Erklärungsgründen denkbar. Entweder die gegen England gerichteten Tiraden und die ganze nationale Politik unserer Patrioten waren gedankenlos, leeres Geschwätz. Oder diese Patrioten haben sich geirrt mit ihrer Meinung, sie machten die Politik des Kaisers. Das ist sehr wahrscheinlich. In der *Saturday Review* vom dritten März wird über die Stellung der Mächte zu England gesagt: „Unsere aufrichtigen Freunde in Europa sind leider halbherzig; sie sind: der Deutsche Kaiser, Italien, Dänemark und Griechenland.“ Oder endlich: wir haben eine Regierung von solcher Besessenheit, daß uns auch eine Verzehnfachung unseres Kriegsheeres und unserer Flotte, wenn sie möglich wäre, nichts nützen würde. Eine Gelegenheit, wie wir sie vom ersten Dezember 1899 bis Mitte Februar 1900 hatten, kommt in hundert Jahren nicht mehr wieder. Jetzt ist das ins Wanken gerathene Prestige Englands bei seinen farbigen Unterthanen wiederhergestellt, seinen Afrikanern vergehen die Emanzipationgelüste, der gesicherte Besitz des ganzen östlichen Afrika und das Monopol der Ausbeutung der reichsten Goldlager der Erde erhöht seine Macht um ein Beträchtliches und die Ungleichheit der beiderseitigen Flottenmacht wird freilich zu unseren Ungunsten wachsen. Denn die Haltung der Großmächte hat England bewiesen, daß es kein Landheer braucht, also nach wie vor alle seine Mittel auf die Flotte verwenden kann, und für jedes Kriegsschiff, das wir bauen, wird es künftig zwei bis drei bauen. Aus anderen Gründen verschiebt sich, nebenbei bemerkt, auch der Machtunterschied zwischen uns und den anderen beiden Weltmächten, Rußland und Nordamerika, mit jedem Jahr zu unserem Nachtheil.“



Aus dem Brief eines preussischen Generals an den Herausgeber:

„Die sogenannte Hossajon ist zwar in diesem Winter wegen der Hoftrauer ohne Hossälle vorübergegangen. Die Hossperre gegen die fanalfeindlichen Kammerherren ist also einstweilen nicht zu voller Wirkung gekommen; trotzdem möchte ich noch ein paar Worte darüber sagen.“

Wir haben in Preußen etwa dreihundert Kammerherren; die meisten sind natürlich vom alten Kaiser Wilhelm ernannt worden. Manche von ihnen haben niemals als Kammerherren Dienst gethan, manche nur tageweise während der Anwesenheit des Hofes in ihrer Heimathprovinz. Offen muß bekannt werden, daß viele dieser Herren die Kammerherrnwürde nur erbat, um einen sáhnlichen Titel zu haben, weil ihnen — was ich nicht begreife — der Titel Kammerherr besser klang als Rittmeister, Graf, Baron, Herr von A. oder wie sie sonst genannt wurden. Einigen gefiel auch die Kammerherrnuniform mehr als die Militär-, Landstands- oder Johanneruniform, die sie sonst zu tragen berechtigt waren. Einzelnen mag auch der Rang imponirt haben, der den Kammerherren bei Hofe eingeráumt ist: gleich hinter den Ráthen zweiter Klasse und den Obersten. Sicher hat keiner dieser Titularkammerherren — Das heißt: der Kammerherren, die nicht im aktiven, besoldeten Dienst der Kaiserin oder einer Prinzessin stehen — bis zum vorigen Jahre daran gedacht, daß er mit Erlangung des Kammerherrntitels sich auch besondere politische oder parlamentarische Pflichten auferlegt habe. Keiner der Herren hat bei der nach seiner Ueberzeugung zum Wohl des Landes und im Sinn seiner Wähler erfolgten Abstimmung über die Kanalvorlage sich auch nur träumen lassen, daß er wegen dieser Abstimmung vom Hofe verbannt werden könnte. Ich hoffe übrigens, daß auch keiner von ihnen anders gestimmt hätte, wenn er diese Folge vorausgesehen hätte. Ich halte die Hofabfage an diese Kammerherren nicht für eine glückliche Maßregel und bedaure, daß die Kanalvorlage nicht auch ans Herrenhaus gegangen ist, wo mehr Kammerherren Sitz und Stimme haben als im Abgeordnetenhaus. Wir würden dann gesehen haben, daß auch alle im Herrenhaus sitzenden Kammerherren Gegner der Kanalvorlage sind. Vielleicht läßt das Hofmarschallamt künftig vor Absendung der Hofeinladungen ermitteln, ob die Einguladenden Gegner oder Freunde der Kanalvorlage sind. Dann würden nur die Freunde geladen und die Hoffeste erhielten ein zeitgemäß verändertes Aussehen. Außer den aktiven Beamten und Offizieren und den fremdländischen Diplomaten würden in erster Linie die Fraktionen und deren Gefinnungsgenossen bei Hofe erscheinen, die Freunde der Kanalvorlage sind. Der Witz der Referendare und Lieutenants hat schon lange das Wort höflich zeitgemäß durch „kanalsähig“ ersetzt. . . Wenn schon die Kammerherrnwürde vor ein paar Jahren Herrn Ledrecht von Kope nicht davor schützte, auf Grund leeren Hofplatzes verhaftet zu werden, so hat die Hofsperrre dem Prestige des Kammerherrntitels noch mehr geschadet. Viele Kammerherren sind heute auf diesen Titel weniger stolz als früher. Etliche lassen sich zu Hause von ihrer Umgebung nicht mehr Herr Kammerherr nennen und vermeiden es, sich mit diesem Titel zu unterzeichnen. In Berlin und anderen Industriestädten gilt übrigens der Titel Kommerzienrath längst schon mehr. Da in dem werdenden Industriestaat die Industriellen künftig mehr als bisher an den Hof gezogen werden müssen, könnte vielleicht der Titel Kommerzienrath eine Vorstufe für den Kammerherrn werden. Ich sprach neulich mit einem mir nicht unsympathischen Kommerzienrath über diese Verhältnisse. Er bedauerte, wie mir scheint, mit Recht, daß in unserem Industriestaat weder die Kommerzienräthe noch auch nur die Geheimen Kommerzienräthe einen ihren Verdiensten und ihrem Ansehen entsprechenden Rang in der Hofrangordnung hätten. Ich konnte dem Herrn nur beipflichten und meine, man sollte wenigstens den Geheimen Kommerzienräthen, wenn sie Kanalfreunde sind, eine Uniform und einen Hofrang verleihen.“

Von der Menschheit Höfen. Erste Scene. Ein hoher Herr im Gespräch mit seinem Feldhauptmann: „. . . Und überhaupt ist die Nation gar nicht antienglisch gestimmt. Diese Stimmung wird nur von Zeitungschreibern, die mit Rubeln gemästet werden oder gemästet werden möchten, künstlich gemacht.“ Der Feldhauptmann verneigt sich sprachlos und geht durch die Mitte ab. Zweite Scene. Auf Wunsch des Feldhauptmannes begiebt sich der Exmandarin des Ostens zu einem gut gesinnten Zeitungschreiber, der auch im Rath des Reiches Sitz und Stimme hat, und befragt ihn über die Rubelmär. „Aber wie können Excellenz nur glauben? Das Publikum ist ja wüthend, wenn wir nicht täglich wie toll auf die Engländer einhauen! Wer da an Vesterung denkt, Der kann von der wirklichen Volksstimmung keine Ahnung haben.“ Dritte Scene. Der Manager des hohen Herrn diktiert seinem Geheimen Oberkuli einen Artikel, der mit den Worten schließt: „Nach Alledem ist es sonnenklar, daß nur boshafte Mänkespinner behaupten können, unser Verhältniß zu Rußland sei jemals besser, wärmer und herzlicher gewesen als gerade jetzt.“



## Im Hause Molières.

Vier Tage vor seiner Flucht schrieb Napoleon das Décret de Moscou, die Verfassungsurkunde der Comédie-Française. Allerlei mag ihm damals durch den Kopf gegangen sein. Die Kontinentalperce, sein Hütchen, durchlöchert; seit Borodino kein Sieg mehr; Koftoptschins wahnwitziger Patrioteneinfall, Moskau anzuzünden; nichts zu machen in diesem verdammten Rußland; erschöpfte Truppen; in Preußen unruhige Gährung und in Europa ringend um der lauernde Haß, den die erste große Niederlage zu einer Lebensgefahr schärfen konnte; nirgends ein vollen Vertrauens würdiger Mensch; und dieses lächerliche Gefindel von Brüdern, von denen täglich eine neue Dummheit zu hören war. Wenn man einen Tyrannentumgisl, y. beschützige, q. Uta. man. meinen. Doch der merkwürdige Mann, der am fünfzehnten October 1812 im Petrowskoj Palast saß, klappte von den drei Atlanten, die seine Hirnschale umschloß, zwei zu und öffnete den dritten, den mit der Aufschrift: Kunst. Die Politik war ihm wohl gerade langweilig geworden. Der Teufel mochte wissen, was besser sei: in Moskau sitzen zu bleiben oder auf Tula und Kaluga loszugehen und zu versuchen, ob man den Cunctator Kutusow nicht klein kriegen könne. Zur Abwechselung mal ein Bißchen Theater; ça me changera. . . Dem Korfen war das Theater immer wichtig gewesen. Mit den Spielerinnen hat er sich weniger abgegeben als die in Gott ruhenden Vorfahren, denen er sich, bis zu Chlodowech hinunter, durch eine mythische Weihe verbunden fühlte. Auf Sankt Helena sagte er zu Gourgaud: „Ich hatte überhaupt nur die Georges. Und Das ärgerte mich, als ich erfuhr, daß sie den Mund nicht hielt. Die Anderen

erfanden Beziehungen zu mir, um den Werth ihrer Reize zu steigern. Am Meisten gefiel mir die Wars; aber sie mußte in Dresden beim Frühstück den Herrschaften besätigen, daß ich nichts mit ihr gehabt hatte. Und von der Bourgoin rieth ich in Erfurt dem Kaiser Alexander ab, weil sie nach vollbrachter That sofort alle Details nach Paris gemeldet hätte. Diese Frauenzimmer von der Bühne schwagen immer.“ Aber das Theater selbst interessirte ihn. Als er die Sterne seiner Truppe in Dresden glänzen ließ, schrieb er selbst die Honorarliste; der Spott kostete 111 500 Francs; Fleury und die Wars belamen je 10, Talma und die Georges je 8000 Francs. Das Theater war ihm eine Macht, die man kräftigen und mit der man „im guten Sinn“ auf die öffentliche Meinung wirken müsse. Seine Kritik des Mahomet ist ein Meisterstück caesarischer Prosa. Er wollte nicht, daß man Lekain über Talma stelle; solche Vorliebe für das Alte konnte am Ende noch dazu führen, daß Caesar und Alexander höher geschätzt würden als Bonaparte. Er ließ Corneilles Tragödien von Géméard ausbessern: anstößige Stellen mußten weg, dafür wurden Lobreden auf den regierenden Herrn eingeflickt. Mérope durfte nicht mehr gegeben werden, seit das Publikum den Vers beklatscht hatte: *Le premier qui fut roi fut un soldat heureux*. König, meinte der Erste Consul, wird man nicht durch Glücksgunst, sondern durch eigenes Verdienst; nur der größte Mann des Jahrhunderts kann sich auf einen Thron setzen. Jedes Stück, das eine unangenehme Anspielung enthielt, wurde verboten, jeder Teilnehmer an einer feindlichen Schauspielhausdemonstration ohne Gnade erschossen. Als in dem Drama *L'Intrigante* ein Hof in üblem Licht gezeigt worden war, schrieb der Kaiser an Savary, es sei eine Schande, daß solches Zeug aufgeführt werde; er solle die Censoren und Lectoren des *Théâtre-Français* spornstreichs zum Henker jagen. Als 1807 in Königsberg zwei Schauspieler, die in französischer Uniform die Bühne betreten hatten, von preussischen Offizieren ausgezifcht worden waren, kam aus Rambouillet ein Wuthbrief an Champagny: zwei mindestens von den Bischern müßten sofort fälligt werden; und wenn Aehnliches noch einmal vorkomme, könne der König von Preussen die Hoffnungen seiner Dynastie einsargen. *Vous vous exprimerez, schrieb der Imperator, avec la plus grande énergie; vous ne dissimulerez pas que le pays ne sera pas évacué, si je ne suis pas satisfait, et que, si cela tarde, je déclarerai la guerre à la Prusse. . .* Der Mann, der wegen eines unbeträchtlichen Provinztheater-skandals den Krieg erklären wollte, konnte in der brandig riechenden Krönungsstadt der Zaren eine Theaterverfassung entwerfen. Es war eine gute, haltbare Verfassung, wie man sie vom Schöpfer des Codes erwarten durfte, und sie gilt, nur wenig modernisirt, noch heute. Sie brachte den *Comédiens Ordinaires*, die früher von höfischer Willkür abhängig gewesen waren, Ordnung, gesichertes

Dasein und Autonomie. Der Spender aber eilte vier Tage nach der Niederschrift des Dekretes von der moskauer Brandstatt über Smolensk, Wilna, Warschau, Dresden in wilder Flucht nach Paris.

Solche Erinnerungen weihen ein Haus. Nicht im Invalidendom nur, wo er mit Bertrand und Duroc, den Getreuesten, die großartigste Grabstätte gefunden hat, die je einem aus Sansara stammenden Genius ward: auch in dem nun vom Feuer zerstörten Schauspielhaus der Rue Richelieu mußte man Bonapartes gedenken. Die Pariser nannten es Mollières Haus, weil hier, in dem von Richelieu gebauten Palais-Royal, Frankreichs französischster Dichter bis zum Tode mit seiner Truppe gespielt hatte. Aber Mollières Schauspielhaus brannte ja schon 1763 ab; und erst, als, nach des Prinzipals Tode, Mollières Truppe mit der Komödie des Bourgeois vertueux von... entstand die Comédie-Française. Den Saal der Richelieustraße bezog sie erst 1803, die feste Organisation brachte ihr erst der moskauer Erlaß; und wäre sie je die Weltbühne geworden, wenn Napoleon nicht für eine Weile Gränzen zur Welterschöpfung gesetzt hätte? Im Vaudeville, im Variétésviertel nah beim Luxembourg, steigt die Erinnerung an die Lilienkönige auf, deren Kronreiß kirrend zersprang, als 1784 hier Figaro zum ersten Mal öffentlich seinen Köcher leerte. Die Comédie war und bleibt immer die Schöpfung des Imperators; und unwillkürlich suchte noch jetzt dort das Auge sein steinernes Bild. Es war nicht da, wenigstens nicht sichtbar. Houdons seinen Voltaire sah ich, Elöfingers George Sand, den Talma Davids d'Angers und manches andere Werk geschmackvoller Kunst, aber keinen Napoleon. Wenn man ins Freie hinaustrat, konnte man ihn sehen: drüben, auf der Vendôme Säule. Gehörete er nicht in sein Hoftheater? Er hat es nicht nur geschaffen; er ist auch sein einzig überlebender Heldenheld. Heine schrieb 1837 an Lemald: „Von welcher Bedeutung Napoleon einst für die französische Bühne sein wird, läßt sich gar nicht ermessen. Ist es doch, als habe jene Fortuna, die sein Leben so sonderbar lenkte, ihn zu einem ganz besonderen Geschenk für ihre Cousine Melpomene bestimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schicksale dieses Mannes in Versen und Prosa verherrlichen. Die französischen Dichter sind jedoch ganz besonders an diesen Helden gemiesen, da Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzige große Herrschergestalt ist, woran das neue Frankreich sein volles Herz weiden kann.“ Noch ist der Korse nicht über die Theater der Porte-Saint-Martin und des Vaudeville hinausgefangt und Herr Waldeck-Rousseau, der den Retter der Republik mißt, würde ihm die Thür der staatlich subventionirten Schauspielhäuser sperren lassen. Eines Tages aber wird der empereur parvenu den Eintritt erzwingen. Er ist vermöhnt und wählertisch. Er wartet wohl auf den würdigen Dichter, der ihn nicht als Tamerlan und nicht als Anektotencæsar ins Haus Mollières führt.

Dieser Dichter fehlt der Comédie schon recht lange. Sie sträubt sich, weil die Sozietäre Geld verdienen wollen und der Administrateur Général nicht höfischen Winken zu gehorchen braucht, nicht mehr gegen das Neue; aber sie findet nicht allzu viel Gutes und gar nichts Großes. Die einzige werthvolle Ausbeute der letzten Spielzeit im alten Saal war *La conscience de l'enfant* von Gaston Devore. Rosband zog die Theater Coquelins und der Bernhardt vor. Brieux, dessen starke Satire *Les trois filles de Monsieur Dupont* im Lesingtheater neulich in Grund und Boden gespielt wurde, ist für die adeligen Abonnenten ein Bißchen zu bitter. Henry Becque und Hervieu hatten Erfolge und von Porto-Riche, Curzel, Lavedan, Donnay, Hermant ist vielleicht auch für die erste Bühne Frankreichs noch Brauchbares zu hoffen. Der große, die Masse zwingende Dichter fehlt ihr; und seit Dumas tot und Sardou erschöpft ist, müssen mehr alte Stücke vorgeholt werden als früher. Auch im Personalbestand findet man arge Lücken. Sarah und Coquelin sind nicht ersetzt, Mounet-Sully ist sehr alt geworden und ganz ersten Ranges ist, im klassischen und im modernen Drama, eigentlich nur noch Fräulein Bartet. Trotzdem wird man das repertoire, Corneille, Racine, Molière, Hugo und Musset, nirgends so gespielt sehen wie in der Comédie. Man merkt, daß sie, von Sainte-Beuve bis auf Lemaitre und Sarcey, Kritiker hatte, die das Geschäft verstanden und auf jede Kleinigkeit achteten. Die Umbesetzung einer Nebenrolle im repertoire wird ausführlich besprochen und Sarcey schrieb einmal ein paar Spalten voll, um zu beweisen, welchen Frevel die Reichemberg begangen habe, da sie sich weigerte, auf einem Gesamtgastspiel Harpagon's Töchterlein zu spielen. Und man merkt auch wieder einmal, welche Krücke schwächlichen Talenten eine sorgsam bewahrte Tradition sein kann. Das, was Goethe's Serlo an seinen Spielern naturalistische Pfuscherei nannte, wird im Hause Molières nicht geduldet. Bei uns spielt Jeder, wie er mag; eine einheitliche Tonstimmung wird gar nicht versucht, alle deutschen und österreichischen Mundarten dringen mit ärgernder Katophonie ins Ohr, ohne sermatische und magyrisch-kroatische Lute geht's selten ab, die Sprache ist ungepflegt und das Geberdenspiel gilt um so höher, je unübersichtlicher und verlotterter es ist. Ein Knabe Karl, der sich in leidenschaftlicher Aufwallung den Kopf kratzt, ein Romeo, der sich, wenn er nach der Liebsten lechzt, fast das Sammetwams geruschelt: Das ist neu, ist nicht Schablone, ist natürlich. Schon Heine spottete über das „in Deutschland grassirende Natürlichkeitssystem, den Jfflandianismus, der von Weimar aus, besonders durch den Einfluß von Schiller und Goethe, besiegt wurde.“ Neu ist die Sache also auch nicht einmal. In einem vom verwöhntesten Publikum Europas besuchten Schauspielhause ist solche Anarchie undenkbar. Bei uns macht man sich die großen Dichter und die großen Schauspieler über Nacht. Die Ein-

tagskritiker, vor deren unheilvollem Wirken Goethe so eindringlich warnte, dekretiren: die Eintagsgenies schießen empor. Solche Späße werden in einer Stadt von alter und hoher Kultur nicht ernst genommen; da darf man den Leuten nicht erzählen, das wichtigste Ziel aller Bühnenkunst sei, den Schein gemeiner Wirklichkeit vorzutäuschen. Da darf man auch die Gestalten der größten nationalen Dichter nicht zu spielerischen Experimenten erniedern, nicht Phaedra wie eine Bankierfrau, Ruy Blas wie einen Montmartrebummler spielen. Die Comédie bekommt ihren Nachwuchs aus dem Conservatorium, wo die jungen Herren und Damen sprechen und sich taktvoll bewegen lernen. Nach und nach rücken sie, je nach dem Talent, auf. Manche erreichen sehr früh eine erste Stellung. Alle aber müssen sich in die Tonart des Ensemble einfügen und Keiner darf verächtlich lächeln, wenn ihm von den Aelteren gesagt wird, wie Samson, Bressant oder Delaunay eine Rolle gespielt haben. Fran'reich, dessen dramatische Dichtung der Klassikerzeit sich an Kraft und Tiefe mit der deutschen nicht messen kann, hatte stets bessere Schauspieler — und namentlich bessere Schauspielerinnen — als wir. Früher konnten wir ihnen noch klassische Stücke so vorspielen, wie sie es nicht fertig brachen. Auch dieser Stil ist nun verloren; und das Gute, was in modernen Dramen geleistet wird, ist den Franzosen nachgeahmt. Es wäre heute schon schwer, den Caesar oder die Räuber gut zu besetzen. Auch in Paris ist nicht jeder Lampenputzer ein Garrick, auch dort fehlt es unter der Jugend an starken Persönlichkeiten; aber die Leute sind verständig erzogen, auf dreißig, vierzig Proben für ihre Rolle von erfahrenen Lehrern geschult und machen in Bescheidenheit, ohne Originalwänsucht und gespreiztes Wesen, ihre Sache schlicht und recht.

Ich sah die letzte Vorstellung dieser im alten Haus. An jedem fünfzehnten Januar wird der Geburtstag des Hausherrn gefeiert, der die besten Gallierwaffen siegreich durch Europa getragen und auf Lessing und Kleist, Fielding und Sheridan so gut wie auf Le Sage und Beaumarchais gewirkt hat. An diesem Festtag wird ein neues Gelegenheitsstück und eine der beliebtesten Possen Molière's aufgeführt; zum Schluß giebt es immer den Malade Imaginaire avec la Cérémonie. Das ehrwürdige Haus war ganz voll. Viel Faubourg Saint Germain. Keine einzige aufgeputzte Dame. Nur in den besten Logen ein paar leuchtende Brillanten in alter Fassung, denen man ansah, daß sie nicht aus Rhodessa stammten. Im ersten Rang ein pechschwarzer Rastaquouère mit der verschäbtesten Ehehälfte. Außer ihnen schien beinahe Jeder und Jede die Stücke wörtlich im Gedächtniß zu haben; man merkte es an der Bewegung, die durch die Reihen ging, wenn eine berühmte Stelle kam. Zuerst: Les Femmes Savantes. Fräulein Bartet spricht die Armande so fein und klug, ihre Gebärden sind so grazios und vornehm, daß es zum Entzücken ist. Auch Equelmin Edet spielt den eiteln Pedanten Sidius so gut, wie ich ihn nie

auf einer deutschen Bühne sah. Und Blanche Pierson hat, seit sie aus dem Courtisanenfach in das Reich der eleganten Mütter überging, sprechen gelernt. Das Uebrige war sehr anständiger Durchschnitt. Die Tradition wirkt fort und die beiden Gruppen der Pretiosen und der Vertreter gesunden Menschenverstandes sind sorgfältig gegen einander abgestimmt. Dann kam das *A propos*, eine pathetische Prophezeiung der künftigen Größe des kämpfenden Dichters, den Paul Rounet in hohem Gespensterton deklamiren ließ, und danach der *Malade Imaginaire*. Hier ragte keine Leistung über ein achtbares Mittelniveau hinaus. Herr Bollmer und Frau Conrad spielen Argan und Toinette wirksamer als Cadet und Fräulein Kals. Aber jede winzigste Nebenrolle ist ausreichend besetzt, jede Kleinigkeit ist sauber vorbereitet und wird exakt ausgeführt. Es ist wie in Bayreuth: Einzelnes sah man schon besser, das Ganze nie eben so gut. Der Possenton ist weniger laut und herb als bei uns; keine *Pointe* wird unterstrichen; die Hörer erfassen die leiseste Andeutung. Dabei hilft natürlich die tabellos reine Aussprache aller Spieler.

Neun Akte haben wir nun schon genossen, es ist nach Witternacht, — und jetzt kommt erst die Hauptsache: die Ceremonie. *Molière* läßt seinen geheilten Hypochonder von einer Schwindelfakultät zum Doctor der Medizin promoviren. An gewöhnlichen Abenden bleibt dieses Intermezzo weg, am fünfzehnten Januar aber wird es zu einer wunderbar rührenden Huldigung benutzt. Alle *Sociétaires* und *Pensionnaires* des Theaters, Männlein und Weiblein, treten paarweise in rothen Roben auf, wandeln feierlich bis in den Vordergrund der Bühne, kränzen dort die Büste *Molières* und bilden dann den Chor der Fakultät. Bei dieser Gelegenheit kann man sehen, daß der Personalbestand des *Théâtre-Français* um das Doppelte größer ist als der bei uns an ersten Bühnen gewöhnliche; deshalb hat man dort auch nicht in jedem Stück die selben Spieler zu erdulden. Wenn Alle sitzen, beginnt die Promotion. Argan sagt auf alle Frogen seinen Spruch: *Clysterium donare, postea sanguinare, ensuite purgare*. Und die Fakultät erklärt ihn reif zum Eintritt in ihre hochgelehrte Körperschaft. Den alten Rounet Sully und das blutjunge, jetzt verbrannte Fräulein *Henriot* sah ich mit dem selben Eifer bei der Sache; und das Publikum blieb bis zum letzten Wort geduldig sitzen. . . Ein wunderlicher Brauch. Aber ist nicht ein Zeichen schöner Ehrfurcht vor dem großen Dichter, daß die berühmtesten Mimen sich um Witternacht schminken und kostümiren, um gegen ein Uhr nachts einen Kranz aufzuhängen und Chorstrophen herzusagen? Und war es nicht klug von *Vonaparte* gehandelt, daß er selbst in Moskau noch, als ihm die Sonne schon sank, unter Trümmern daran dachte, durch eine Verfassungsurkunde die Zukunft eines Institutes zu sichern, das so den *Genius* zu ehren versteht? W. H.